





R. Gwinner



Digitized by the Internet Archive
in 2014

Günther's

Bibliothek deutscher Original-Romane.

Herausgegeben

unter

Betheiligung der ersten Schriftsteller Deutschlands.

XXVIII. Jahrgang. 3. Band.

Leipzig,

Ernst Julius Günther.

1873.

Lucifer.

Ein Roman aus der Napoleonischen Zeit

von

Karl Frenzel.

Dritter Band.

Leipzig,

Ernst Julius Günther.

1873.

11

Berlin, den 17. April 1844.

Sehr geehrte Frau!

Ich habe Ihre Liebesbriefe erhalten und bin sehr erfreut, dass Sie sich so herzlich um mich kümmern. Ich hoffe, Sie sind auch wohl und glücklich. Ich werde bald wieder zu Ihnen kommen und wir können dann alles besprechen. Bis dahin liebe Grüße von mir.

Ihre ergebene Dienerin
Marie

Erstes Kapitel.

Damals, in den glücklichen Tagen Napoleon's, war Paris die erste Stadt der Welt. Mit Recht konnten seine Lobredner rühmen, daß die Menschheit seit dem Rom der ersten Cäsaren nichts Aehnliches gesehen. Nie hatten so viele Zeichen des Siegs, ein so großer Wohlstand, eine so weit verbreitete Bildung, bei einer strengen und eifersüchtigen imperatorischen Herrschaft eine solche Freiheit der Bewegung und der persönlichen Unabhängigkeit eine Stadt ausgezeichnet, wie Paris.

Wohl war es ein Wunder, das sich hier den stauenden Augen bot. Auf dem durchwühlten, von einem furchtbaren Erdbeben zerrissenen Boden der alten Gesellschaft war eine neue Ordnung aufgeblüht.

Wie ein Märchen, wie längst verschollene Geschich-

ten mochte es bedünken, daß durch diese Straßen, über diese Plätze hin, die nun eine fröhliche, bewegliche, bunte Menge, Erwerb oder Genuß suchend, belebte, die Stürme der Revolution gerast. Ein Mann, ein einziger, hatte diese ungeheure Wandlung vollendet, den Abgrund der Revolution geschlossen, den innern Frieden wiederhergestellt und jedem Einzelnen sein Haus und seinen Besiß gesichert. Mit den Kirchen hatte er zugleich die Tempel der Musen wieder aufgerichtet. Wie die Religion zu den Ungläubigen, war die Sitte zu den Verwilderten zurückgekehrt.

Nur hier und dort gewahrten die forschenden Blicke der Fremden die blutigen Spuren, die klastenden Risse der Umwälzung; wie von Lady Macbeth's Hand das Blut des ermordeten Duncan sich nicht will fortwischen lassen, so will aus der Gesinnung und dem Auftreten des Pariser Volkes der Stempel der Revolution nicht verschwinden.

Aber nicht umsonst prangt an den öffentlichen Gebäuden, an Palästen und Museen, an Säulen und Triumphpforten das gekrönte, von Lorbeerzweigen umgebene N. Frankreich hat einen Herrn. Mit der Kraft seines Genius hat er die große Nation aus der Tiefe des Abgrunds gerissen und sie zur ersten der Welt gemacht; aber er hat sich auch zu ihrem Führer und

Kaiser aufgeworfen. Für Alle hat er den Willen und den Gedanken; er sättigt sie mit Gold und Ehren, er schafft ihnen Arbeit und ergötzt sie durch kostbare Schauspiele; um den Preis, daß sie ihm dienen, mögen sich die Franzosen die Weltgebieter nennen. Ist er Frankreichs Ruhm und Sonne oder sein Verhängniß, wer will es sagen? Noch umflammt der Glanz und Zauber der Unbesiegbarkeit sein Haupt. Die Völker des Festlandes huldigen ihm; eben ist er dabei, die beiden, die ihm noch zu widerstehen wagen, zu züchtigen. Im raschen Siegeslaufe hat er die Spanier auseinandergejagt; jetzt ist er in Burgos, jetzt reitet er durch den Paß von Somo-Sierra, diese Thermophylen Spaniens, denen nur die Spartaner fehlten; jetzt zieht sein Heer in Madrid ein; in weniger als vier Wochen ist der Feldzug geendigt. Lachend nehmen es die Pariser hin; sie sind an dies Blitzgefunkel gewöhnt, und das Abenteuerlichste ist ihnen schon zum Wahrscheinlichsten geworden. In diesen Tagen, erzählt man sich, ist der Marschall Soult mit dem Löwengesicht bei der Arbeit, die Engländer in den atlantischen Ocean zu werfen.

Es ist im Januar des Jahres 1809. In ununterbrochener Folge drängen sich Feste, Bälle, Vergnügungen in der glänzenden Stadt. Der Kaiser kargt nicht mit dem Geld des Staates oder mit der Sieges-

heute, aber er verlangt von seinen Marschällen und Senatoren, daß sie ihrerseits verschwenden und durch äußere Pracht sich ihrer Stellung würdig zeigen. Nach ihm bringt der Luxus Handel und Gewerbe in die Höhe. Willig kommen seine Diener seinem Worte nach. Der spanische Krieg, den die Schwarzseher als den Anfang des Unheils, als das Vorzeichen des Zusammensturzes der kaiserlichen Herrlichkeit betrachten — denn es gibt im Faubourg St.-Germain manche Kreise, die bei allem Schein der Huldigung und Ehrfurcht doch das Reich dieses neuen Karl's des Großen für einen Märchentraum halten, von dem eines schönen Tages nichts übrig bleiben wird als eine Legende — der spanische Krieg hat nicht eine Festlichkeit verzögert, nicht einen Tanz gehindert. Alles wiegt sich in Ruhm, Reichthum und Lust. Einige erbitterte Feinde der Regierung klagen zwar über die Handelsperre gegen England, über den Niedergang der Geschäfte, die Abnahme der hauptstädtischen Bevölkerung, der Fremde aber merkt von diesem Verfall nichts. Ihm strahlt in den herrlichsten Farben das Bild einer riesigen, wunderbaren Weltstadt entgegen, mit unzähligen Kuppeln und Thürmen, Säulen und Palästen; ihn umrauscht die gewaltige Harmonie eines kriegerischen und großartigen Lebens, in der selbst die Dissonanzen des Gemeinen und Niedrigen

den erhabenen Zusammenklang des Ganzen befördern helfen. Finden sich in Wirklichkeit unter dieser Oberfläche verborgene Quellen des Unglücks, so liegen sie in einer Tiefe, die der Blick der Menschen nur selten durchdringt.

Schon durch ihre Ausdehnung, ihre einzig schöne Lage zwischen den vielfachen Krümmungen der Marne und der Seine, in der Abwechslung von Berg und Thal, wo im Norden hart an der Stadtmauer mit seinen alterthümlichen Windmühlen der Montmartre, im Westen der einsame, fast ganz von Häusern freie Mont Valérien aufragen und von ihren Kuppen aus eine entzückende Rundsicht über die weite Landschaft gewähren, macht die französische Hauptstadt auf Alle, die sich ihr von Osten nähern, einen bedeutenden Eindruck. Rings umher ist ein reich angebautes Land; Dörfer, die zwischen Gärten und kleinen Waldungen liegen, stattliche Schlösser, Königswohnungen und Herrensitze mit den größten, durch die Kunst zu ganz eigenen Gebilden umgeschaffenen Parks ergötzen in mannichfaltigem Wechsel das Auge des Reisenden. Auch im Winter hat diese Gegend noch ihren Reiz. Man betritt einen classischen Boden, man athmet mit dieser Luft gleichsam historisches Leben, tragische und heitere Erinnerungen ein. Wie einst die ewige Stadt der

sieben Hügel zählt auch dies Paris tausend Jahre einer stetig fortschreitenden Cultur. Meilenweit vor der Stadt empfindet der Ankömmling schon ihre Nähe. Er fährt durch Dörfer mit schmucken zierlichen Häusern, wie sie in seiner Heimat in mancher Stadt nicht so gefällig und groß zu finden sind; anfangs sind noch Gärten zwischen den Häusern zu unterscheiden, dann steht ein steinernes Gebäude neben dem andern, eine lange, unabsehbare Straße. Ohne daß es ihm aufgefallen wäre, ist sein Wagen durch die Barrièren gefahren.

Nun wird das Volksgewühl dichter, der Lärm lauter, das Wagengerassel auf dem holperigen Pflaster ohrenzerreißender; an den Läden riesige Schilder mit grellen Malereien und ellenlangen Buchstaben: der Reisende ist in Paris.

Seit einigen Wochen wohnte Egbert im Hotel des Princes, äußerlich in der behaglichsten Lage, innerlich noch immer nicht von einer gewissen Betäubung frei. Zu mächtig lasteten die neuen Eindrücke auf ihm. Wohl kam er aus einer großen Stadt, aber das Leben Wiens drängte sich auf einen engen Raum, in schmalen Gassen, auf kleinen Plätzen, zusammen. Um einen Ausblick zu gewinnen aus der dumpfen Umgebung der himmelhohen Häuser, mußte man auf die Festungs-

wälle steigen oder in die Vorstädte flüchten. Da waren keine breiten, baumumhegten Spaziergänge, wie hier die Boulevards, keine Quais an einem schönen Strom, keine Prachtgebäude mit so freien und stolzen Fronten, wie der Louvre, das Tuilerenschloß, der Luxembourgpalast mit seinem Garten. In Wien überraschte die Verschiedenheit der Trachten, der Sprachen, der Völker, die sich dort zusammengefunden; in Paris hat das Gemeinsame und Gleichartige Aller etwas Ueberwältigendes. Nach Kräften sucht der Fremde, der Provinziale seine Besonderheiten abzulegen und im Schnitt seiner Kleidung wie in der Weise seiner Rede und seines Auftretens als Pariser zu erscheinen. Ein lebendiges Ideal steht hier vor ihnen, dem sie nachstreben. Um keinen Preis will man der Lächerlichkeit anheimfallen. Mit dieser Furcht vereinigt sich in allen Kreisen derselbe Drang nach Auszeichnung, dieselbe schauspielerische Eitelkeit. Es erregte Egbert's höchstes Erstaunen, selbst bei den Gegnern des Kaisers, mochten sie sich nun im Stillen als Republikaner oder als Anhänger der Bourbons zu erkennen geben, eine Schwärmerie für das Kreuz der Ehrenlegion zu bemerken. Wer das rothe Band im Knopfloch trug, dünkte sich über die Menge seiner Mitbürger erhaben.

An solchen Fäden, sagte sich Egbert, wird eine

geistreiche Nation gelenkt, ein Volk, das noch vor wenigen Jahren Freiheit und Gleichheit auf seine Mauern schrieb.

In ihm steigerte Alles, was er sah und hörte, die Bewunderung vor dem großen Manne, der so Ungeheures vollbracht. Hier im Mittelpunkt der Napoleonischen Macht fühlte er ein abergläubisches Grauen vor diesem dämonischen Glück. Er begriff, daß der Kaiser selbst sich für einen Mann des Schicksals, für einen Auserwählten unter allen Sterblichen hielt, daß er wie seine Umgebung blindlings seinem Stern vertraute. Wie hohl und wurmförmig die Grundlagen dieses babylonischen Thurms waren, durch welche furchtbaren und nichtswürdigen Mittel, Treubruch, Verrath, Diebstahl und Mord, nach dem Vorbild italienischer Banditenführer, diese Weltherrschaft zusammengebracht war, das konnte der geblendete Sinn des Jünglings nicht erkennen.

Ihn riß die Fülle der Kunst und der Pracht hin, die in Paris wie aus einem unerschöpflichen Füllhorn quoll. Wenn er im Museum Napoleon's vor den Kunstwerken weilte, die aus allen Ländern Europas als herrlichste Siegesbeute hier vereinigt waren, bedauerte er wohl diejenigen, denen sie entrisen worden, aber hatten die Römer anders gehandelt? Führten sie nicht die Kost-

barkeiten einer Welt nach ihrem Capitol, nach ihren Kaiserburgen auf dem palatinischen Hügel?

Eine weltumfassende Cultur kann nicht entstehen, wenn die Schätze der Wissenschaft und der Kunst über die ganze Erde hin verstreut sind, wenn das Leben des Einzelnen darüber hingeht, von einer dieser heiligen Stätten zur andern zu reisen. Einen Lichtpunkt muß es geben, von dem aus Allen Glanz und Wärme zustrahlt. Die Möglichkeit eines raschen, gleichmäßigen Fortschritts aller Völker hängt davon ab, daß in einer Stadt sich alles Vorzüglichste beisammen findet. Solche Gedanken, die damals hundertfach mit größerer oder geringerer Beredtsamkeit geäußert wurden, hatten Egbert's volle Zustimmung.

Beständig erscholl das Geschmetter kriegerischer Trompeten, das Gerassel der Trommeln, aber inmitten dieses Tumults und der Schlachtfelder, die hier noch von unbegrabenen Leichen starrten, während dort in nicht ferner Zukunft schon neue aufdämmerten, sehnten die Menschen den ewigen Frieden und die Weltverbrüderung herbei. So schön und natürlich diese Wünsche im Herzen und auf den Lippen Egbert's waren, so schauerlich, wie ein satanischer Hohn, nahmen sie sich im Munde des gewaltigen Kriegsfürsten aus, wenn er im Kreise seiner Hauptleute, vor den Abgeordneten

des Volkes von seiner Friedensliebe und dem Haffe und der Feindschaft des treulosen Albion redete. Ein Helden- und Tyrannenspieler, der sich im Schäferhut und Schäferstab gefällt! Aber für ein aufrichtiges, den Idealen hingeegebenes Gemüth, für eine schwärmerische Einbildungskraft hatten diese Versicherungen, in dem feierlichen und pomphaften Stil des Imperators, den Klang der Wahrheit.

Sein wichtigstes Geschäft, die Ueberreichung der ihm anvertrauten Depesche, hatte Egbert noch am Tage seiner Ankunft vollzogen.

Nach dem Empfang, der ihm von seiten des Grafen Clemens Metternich, nachdem dieser Einsicht von dem Schriftstück genommen, zu Theil wurde, mußte er zu der Ueberzeugung gelangen, daß es sich um wichtigere Dinge gehandelt, als er geahnt. Der Gesandte überhäufte ihn nicht mit Alltagshöflichkeiten, wie sie einem so feingebildeten Cavalier für Jedermann zu Gebote standen, sondern behandelte ihn wie einen ebenso ausgezeichneten als ihm persönlich werthen Landsmann.

Um die Stimmung in Wien, im deutschen Reich befragt, gab Egbert gewissenhaft Kunde, eine Kunde, die dem gewiegten Politiker thatsächlich nichts Neues bieten konnte, aber hinsichtlich der Gesinnung, der

Hoffnungen der Jugend und des Volkes ihm die schätzbarsten Einblicke gewährte.

Schon damals war der Graf Metternich jeder Volksbewegung ein Feind, und er würde nicht wie der Graf Stadion, die österreichische Aristokratie und die von Bonaparte und den Rheinbundsfürsten beraubte und zertretene Reichsritterschaft das Geschick des Staates und vielleicht der Dynastie an eine Erhebung des Volkes in Waffen geknüpft haben; allein er war ein zu treuer Diener seines Herrn, um die Politik, die man in der Hofburg gewählt, nicht zu vertreten. Rechnete man einmal bei dem bevorstehenden Kriege gegen Napoleon auf einen Aufstand in Tirol und Vorarlberg, in Schwaben und Hessen, auf ein preussisches Bündniß, so mußte es dem österreichischen Gesandten in Paris werth und erwünscht sein, statt aus officiellen, hell oder schwarz malenden Depeschen, von einem harmlosen, viel mehr romantischen als politischen Reisenden die Wahrheit zu erfahren, nicht wie man sich in der Staatskanzlei den Sturm des Volkes vorstellte, nein, wie das Volk selbst ihn auszuführen gedachte. Eine tiefe Gährung in der Landbevölkerung in dem ganzen salzburgischen Gebiet, den Ingrimm und die Wuth der Hessen gegen den ihnen aufgedrungenen König Hieronymus schilderte Egbert.

„Indessen“, schloß er, „eine allgemeine Erhebung wird nur dann ausbrechen, wenn wir entscheidend gesiegt haben.“

„Und Sie glauben nicht an diesen Sieg?“ entgegnete fein Metternich.

Egbert schwieg verlegen.

„Darum“, fuhr der Graf schnell gefaßt fort, „bin ich auch der sichern Ueberzeugung, daß unsere Zwistigkeiten mit dem Kaiser Napoleon friedlich ausgeglichen werden. Einen Sturm wird's geben, einen schlimmen Sturm! Unsere Rüstungen haben seinen Argwohn und seinen Zorn erweckt. Er ist fürchterlich in seinem Zorn. Und ich werd's ausbaden müssen! Mich fällt er zuerst an!“

Das Gespräch hatte sich dann auf den Ritter Vittorio Zambelli gewendet.

In der Depesche Stadion's hatte der Name gestanden.

Metternich wußte nichts von ihm, in Paris sei er nicht gesehen worden.

Egbert erzählte, unter welchen merkwürdigen Umständen er mit dem Ritter zusammengetroffen, ohne seines schlimmsten Verdachts gegen ihn zu erwähnen.

„Das muß ein gefährlicher und ein bedeutender

Mensch fein", meinte der Gesandte, „einer, wie ihn Napoleon braucht.“

Durch die Vermittlung Metternich's hatte sich Egbert die kriegerische Aristokratie des Kaiserreichs geöffnet. An seinem bürgerlichen Namen fand hier Niemand einen Anstoß. Waren doch Viele unter ihnen, die jetzt mit wunderlichen Fürsten- und Grafentiteln, wie in einer Faschnachtsmaske, geziert einherstolzten, aus den niedrigsten Volksschichten emporgestiegen.

Egbert's Bescheidenheit, seine ungeheuchelte Bewunderung vor dem Kriegsrühm der großen Nation gefiel den Männern, seine Schönheit und Ritterlichkeit noch mehr den Frauen. Er galt für einen jungen deutschen Gelehrten, den der Glanz und die wissenschaftlichen Schätze der Stadt angezogen. Wetteifernd bemühte man sich, ihm das Leben angenehm und seine Studien nutzbringend zu machen.

Der Gesandte hatte es sich nicht nehmen lassen, seinen Schützling auch der Kaiserin Josephine in St.-Cloud vorzustellen, die in ihrer huldvoll bestechenden Weise einige freundliche Worte an ihn gerichtet. Niemals aber hatte ihn noch in diesen glänzenden Gesellschaften das Glück mit Antoinetten zusammengeführt. Sie lebte einsam und zurückgezogen im Hause des Gra-

fen Mortigny, dessen Gattin eine Schwester ihres Vaters war.

Vor dem Freunde hatte sie das Geheimniß ihrer Trauer, das sie von jedem Feste fernhielt, nicht bewahrt. Das Kriegsgericht hatte in Vittoria ihren Bruder zum Tode verurtheilt, der Kaiser ihn zur Gefangenschaft auf den Pontons in Brest begnadigt. Bisher waren alle Bemühungen der Mortigny, alle Bittgesuche, die Antoinette an die einflußreichsten Personen gerichtet, vergebens gewesen; man vertröstete sie auf die Rückkehr des Kaisers nach Paris. Gern würde die Kaiserin Josephine ihr eine Audienz bei Napoleon vermitteln; dann hinge es von ihrer Beredsamkeit, von seiner Stimmung ab, die Freiheit ihres Bruders zu erlangen. Der junge Marquis befand sich jetzt, das erfuhr der Graf Metternich von dem Kriegsminister, mit andern spanischen Gefangenen auf dem Marsche nach seinem Bestimmungsort.

Mit diesem Schmerz im Busen konnte die schöne Deutsche — so nannten sie Alle, die sie gesehen — kein fröhliches Fest zieren. Die Einsamkeit war ihr die liebste Nahrung der Seele.

Im warmen Mittagssonnenschein ist der Tuileriengarten von Spaziergängern überfüllt. Keine Wolke weithin am blauen Himmel und die Luft so mild, als

wäre schon der März gekommen. Der Reif, der noch am Morgen die Erde und die Zweige und Aeste der Bäume bedeckte, hat den schärfern Pfeilen der Sonne nicht Stand halten können. Nur wo ein Baum ganz im Schatten steht, glänzt er fernhin noch wie mit feinen silberweißen Pünktchen und Sternen besäet.

Lachend, schwachend, gaffend drängt sich die Menge vor dem Schlosse, in den Alleen, auf den Rasenplätzen. Obendrein ist heute ein Sonntag, der zweiundzwanzigste Januar. Neben den vornehmen Damen und Herren tritt der Bürgersmann aus der innern Stadt mit Weib und Kind, der Arbeiter aus der Vorstadt St.-Antoine in seinem Kittel auf.

Da sind die neu aufgerichteten Eisengitter mit den vergoldeten Spitzen, um die Blumenparterres des Gartens zu bewundern, die Neubauten nach der Seite des Louvre hin. Dort hat sich ein dichter Kreis um einen Neuigkeitskrämer gesammelt. Er will wissen, daß der Kaiser in den nächsten Tagen schon wieder in Paris eintreffen würde.

„Warum?“ fragen Andere. „Hat er die Engländer gefangen?“

„Nein, es gibt wieder Krieg, da herum in Deutschland.“

„Paff, das macht unsern Bärenmützen keine Sorge.“

„Oh, diesmal ist es eine merkwürdige Geschichte.“

„Was denn?“

„Der Graue ist dem kleinen Corporal begegnet.“

„Der Graue? Wer ist das? Ein Herzog von Marzipan?“

Die Pariser lachen über all die neu ernannten Herzöge und Fürsten mit Besitzungen und Landschaften, von denen ein echter Müßiggänger der Boulevards nie gehört hat und die er folgerichtig ebenso gut auf dem Monde oder dem Sirius als in Europa suchen könnte.

„Habt Ihr niemals den Grauen gesehen?“

„Sacre bleu, nein!“

„Kennst Du ihn denn?“

„Er geht immer zu dem Kaiser ein, wenn große Dinge im Werk sind.“

„Was Ihr sagt!“

„Da hinter den Kastanienbäumen, durch die kleine Pforte, vor der keine Schildwache steht —“

„Da?“

„Dort schlüpft er hinein. Um Mitternacht.“

„Aber, Dummkopf, in Spanien sind doch keine Tuilerien —“

„Laßt mich doch ausreden! Auf offenem Felde, am Bivouacfeuer ist der Graue ihm erschienen, im Auge=

sicht der Soldaten, die gar nicht wußten, was sie von ihm halten sollten.“

„Was ist er denn?“

„Der Wettermacher“, sagte der Hauptsprecher mit gefenkter Stimme.

Alle spizen die Ohren.

„Der Wettermacher, der ihm nebeliges Wetter machte, als er von Egypten kam — Ihr entsinnt Euch noch, vor zehn Jahren, mitten durch die Flotte der verdammten Engländer hindurch —“

„Ja, ja!“

„Der die Sonne von Austerlitz just da durch den Nebel brechen ließ —“

„Als der Kaiser sie brauchte“, unterbricht ihn ein Spaßvogel.

„Habt Ihr noch nie gesehen, wie der Professor der wunderthätigen Physik, Giraud, den Mond aus seinem Aermel hervorgehen und in dem Elephanten auf dem Bastilleplatz verschwinden läßt?“

„Der Elephant, der nie fertig wird? Das ist zum Todtlachen.“

„Aber wenn er fertig ist und aus seinem Rüssel Wasser speien wird —“

„Der Kaiser ist der Wohlthäter der Stadt Paris.“

„Wenn er leben bleibt —“

„Wenn man von Sr. Majestät spricht“, schreit ein Anderer hitzig, „nimmt man den Hut ab!“

Aber vergeblich schwenkt er den feinen mit krampfhafter Anstrengung hin und her, Keiner folgt seinem Beispiel.

„Der Graue“, kommt nun der erste Redner wieder auf seinen Lieblingsgegenstand zurück, „ja, der Wettermacher! Bis jetzt hat er dem kleinen Corporal noch immer Wind und Sonne zur Verfügung gestellt, aber —“

„Was denn?“ rufen Alle.

„Einmal“, sagt ein untergesetzter Mann, „einmal wird er ihm untreu werden. Und dann liegt das Kartenhaus auf der Erde.“

„Der Kaiser? Das Kaiserreich?“

„Platt auf dem Boden! Als ob nicht Alles ein Ende hätte! Ihr glaubt ja selbst nicht, daß diese Geschichte ewig dauern könnte! Wie war es denn mit Robespierre? Sauve qui peut!“

Jawohl, rette sich, wer kann! Bei der Nennung dieses schrecklichen Namens, dieser Anspielung auf die Revolution, welche der Kaiser haßte, wie nur je Nero seine Mutter Agrippina gehaßt, stiebt der kleine Kreis auseinander — Tauben, die der Habicht scheucht.

Dazwischen jagen und tummeln sich die Kinder in

ihren pelzbefestigten Röckchen; sie spielen mit ihren Hampelmännern oder treiben Reifen vor sich her, die einen allein, die andern an der Hand ihrer Wärterinnen. Glückliche, harmlose Kindheit, die nichts von der Revolution weiß und den ängstlichen kaiserlichen Märchentraum noch nicht träumt, vielleicht niemals träumen wird!

Gepuzte Damen wandeln vorüber, in Begleitung junger Stutzer mit hohen Vatermördern, wie sie in England Mode geworden — trotz der Feindschaft gegen die Engländer und der Continentsperre ahmen die Männer, soviel sie können, die englische Tracht nach und halten sich englische Pferde — und alter Gecken. Sie plaudern vom Theater, von Talma's Spiel und den Reckheiten der Mademoiselle Mars, die sich Alles erlauben darf, da sie den Schlüssel zu einem gewissen Schlafzimmer besitzt. Dann fichern die Damen, und die Herren lassen ihre Blicke seitwärts schweifen. Von der Chronik des Gestern wendet man sich dem Morgen zu. Für einen der nächsten Tage ist eine neue Tragödie angekündigt, ein „Hector“ von Luce de Lancival. Schon im voraus spöttelt man darüber.

Die Kritiker werden ihn im Staube herumschleifen, wie Achill die Leiche Hector's, heißt es.

Ein Anderer behauptet, das Trauerspiel sei ganz griechisch und ganz aus Homer genommen.

„Haben wir keine Lebendigen mehr zu plündern“, ruft ein Dritter, „daß wir sogar die Todten schon bestehlen müssen?“

„Das Ergößlichste wissen Sie also noch gar nicht“, lacht eine der Damen, nicht mehr die jüngste, aber eine junonische Gestalt mit dunklen feurigen Augen, die aus dem hohen und weiten Seidenhut herausfordernd umherschauen, in kostbarem Sammtkleide, mit einem braunen Muff in der Hand.

„Das Ergößlichste, Mademoiselle Athenais? Eine Coulißengeschichte?“

„Zu uns armen Verlassenen der Oper kommt ja immer nur der schwächste Nachhall. Der Kaiser liebt die Musik nicht.“

„Wie sollte er auch, ein Mann, der jahraus jahrein nur Pfeifen und Trommeln hört! Das waren andere Zeiten, als die gute Marie Antoinette die Opern des göttlichen Glück aufführen ließ. O Iphigenie!“

Der Mann ist über das sechzigste Jahr längst hinaus, seine Runzeln und weißen Haare bekunden es schon, aber er ist ein Geck geblieben wie in seiner Jugend; er verzieht das Gesicht und versucht mit verliebten Augen und zitternden Lippen eine Arie aus der taurischen Iphigenie zu beginnen.

„Bei der Kälte!“ unterbricht ihn Athenais. „Sie

können uns nachher bei Véry beim Dessert und einer Flasche Champagner meinetwegen den ganzen Orpheus vorsingen und Drest obendrein, lieber Herr von Fondrette, aber hier, unter den Bäumen des Tuile-riengartens —“

„Und mit leerem Magen!“

„Was wollten Sie uns von Hector sagen, Mademoiselle? Wir sind davon abgekommen. Ist ihm Andromache durchgegangen?“

„Nein, aber der dort“, und sie wies mit ihrem Muff nach den Fenstern des Schlosses, „hat seine Hand darin gehabt.“

„Nicht möglich! Der Kaiser macht Verse!“

„Warum nicht? Er soll ganz erträgliche Liebesbriefe schreiben“, entgegnet eine der Damen.

„An die gute Josephine?“

Athenais klatscht in die Hände.

„Laßt doch die Thorheiten! Er ist dabei betheilig. Talma hat sich neulich zu einem unvorsichtigen Wort hinreißen lassen, als er eine Stelle aus diesem „Hector“ declamirte. Griechische Nacktheit und Staub und Blut, nur Wilde oder Corporale können solche Verse schreiben. Als man diese Bemerkung machte, rief Talma: „Es ist göttlich, das versteht Ihr nur nicht, es ist von ihm.““

„Im Ernst? Da darf man die Vorstellung nicht versäumen.“

„Natürlich“, meint Athenais böshaft, „man kann sich durch Klatschen auszeichnen.“

„Seht nur den jungen hübschen Mann, der dort so nachdenklich den Spielen der Kinder zuschaut“, unterbricht die Jüngste in der Gesellschaft das Gespräch, das eine persönlich bittere Gereiztheit anzunehmen droht.

„Wo denn? Der dort am Gitter? Mit den blonden Haaren? In dem blauen zugeknöpften Oberrock?“

„Ja doch! Das ist kein Pariser. Wie groß und schlank er ist!“

„Du hast keinen üblen Geschmack, Zephyrine“, lacht Athenais. „Mir ist der junge Mann auch schon aufgefallen, neulich in der Oper. Er saß in der vordersten Reihe und war ganz vertieft in die Musik, wie verzaubert.“

„Dann war es ein Deutscher“, entscheidet einer der Herren. „Die Deutschen sind Schwärmer, Mystiker. Haben Sie“, und nun senkt er flügllich seine Stimme, „einen Blick in das Buch der Frau von Staël über Deutschland geworfen? Ein ausgezeichnetes, wunderbares Buch! Es läuft nur in Handschriften um. Der Kaiser wird niemals den Druck gestatten. Nach Cha-

teaubriand's „Atala“ ist es das größte Werk der Epoche —“

„Sie wollten uns sagen, was darin steht, Arthur; schweifen Sie nicht ab!“

„Er hat es gar nicht gelesen!“

„Deutschland, meine Damen, ist ein Land voll Nebel, niemals scheint da die Sonne so leuchtend —“

„Und doch ist die Sonne von Austerlitz darin aufgegangen!“

„Das war einmal, zu Ehren des Kaisers und der großen Armee“, sagt schnell gefaßt Arthur. „Sonst nichts als Nebel und Dämmerung, alte Häuser mit Spukgeschichten, Gespenster, Erlenkönige, und die Menschen platonisch in ihrer Liebe, unwandelbar in der Treue —“

Darüber hat sich Egbert der Gruppe zufällig genähert. Er läßt sich nicht träumen, daß er schon eine Weile ihr den Stoff zu einer lebhaften Unterhaltung gewährt. Ihm ist die Junonische aus der Ferne bekannt erschienen, von der Opernbühne her, auf der er sie vor drei oder vier Abenden gesehen hat. Als eine Mademoiselle Dechamps war sie auf dem Theaterzettel angekündigt gewesen. Er entsann sich, daß der Graf Wolfsegg ihm vor seiner Abreise in Wien von dieser Dame mit einer unverkennbaren Theilnahme gesprochen hatte; jetzt will er die Gunst des Augenblicks be-

nugen, die Dame in der Nähe, ohne die künstliche Verkleidung des Theaters, zu betrachten. Der Sonnenschein fällt ihm blendend in das Gesicht, und er muß die Augen zur Seite wenden; da liegt ein brauner Muff zu seinen Füßen.

Ist er der Dame bei ihren heftigen Bewegungen unversehens aus der Hand geglitten, ist es absichtlich geschehen? Der blonde Egbert ist ein Neuling auf dem Pariser Pflaster, für ihn gehört der zweite Fall nicht zu den Möglichkeiten.

Er hat den Muff aufgehoben und bietet ihn der Dame mit einer leichten Verneigung an.

„Madame“, sagt er artig, „wenn Sie es nicht verschmähen, Ihr Eigenthum aus meiner Hand zu empfangen —“

„Im Gegentheil, mein Herr“, dankt sie, „es gewinnt dadurch noch einen besondern Werth. Aus den Händen eines so verständnißvollen Freundes der Musik —“

„In der That“, drängt sich der alte Herr von Fondrette vor — er hat sein Augenglas vorgenommen und erkennt jetzt erst den jungen Mann als einen Bekannten, dem er mehrmals im Opernhause begegnet ist — „Sie verehren die göttliche Kunst, Sie versäumen keine bedeutendere Vorstellung. Ach, mein Herr, in unserer

Zeit sind die Liebhaber der schönen Künste selten geworden.“

„Ich bin nur nach Paris gekommen, mein Herr, um all die künstlerischen Genüsse vollauf zu genießen, die Ihre schöne Stadt in so reichem Maße wie aus dem unerschöpflichen Füllhorn des Ueberflusses verschwendet. Im Uebrigen rühm' ich mich einer musikalischen Vaterstadt.“

Man steht in einem kleinen Kreise zusammen; Egbert scheint schon zur Gesellschaft zu gehören.

So kann es nicht auffallen, daß Athenais sagt:

„Sie verzeihen, mein Herr, aber meine Neugierde ist so natürlich; Sie kommen aus Wien, aus der Stadt des unsterblichen Meisters, des weltberühmten Gluck?“

„Mademoiselle Athenais Dechamps, die vorzüglichste Sängerin der Klytämnestra“, sagt Fondrette halblaut, um den jungen Mann über die Fragende aufzuklären.

„Aus Wien, Mademoiselle, Sie haben es getroffen, und ich war entzückt und beglückt, die Klänge hier wiederzufinden, von denen ich mich in der Heimat nur mit schwerem Herzen losgerissen. Die Musik erschafft ein schönes, unsichtbares, klangreiches Vaterland für alle Menschen; jeder Unterschied der Sprachen und der

Völker ist hier verschwunden, hier erkennen sich Alle als Brüder.“

Fondrette hat seine Arme geöffnet, Egbert an sein Herz zu drücken.

„Hatt' ich Recht?“ wispert der Stutzer mit dem blauweidenen Halstuch seiner Nachbarin zu. „Ein Mystiker von den deutschen Universitäten, wie aus dem Buch der Frau von Staël geschnitten.“

„Ob er Gespenster gesehen hat oder magnetisiren kann?“ fragt die Kleine, eine Tänzerin, zurück.

Egbert will eben seinen Hut ziehen und sich aus der Gruppe entfernen, als auf der andern Seite der Allee der Graf von Mortigny, seine Verwandte am Arm führend, vorübergeht. Ebenso durch ihre Schönheit wie durch ihre tief schwarze Kleidung, die unter den farbigen Gewändern und bunten Raschmirtüchern der Uebrigen besonders hervorsticht, fesselt Antoinette die Blicke der Herren und Damen.

Und da nun Egbert's Gruß mit einer gewissen Freundlichkeit von dem jungen Mädchen erwidert wird, ruft Athenais, die überhaupt in Bewegung und Sprache etwas Hestiges und Herrisches hat:

„Ach, die schöne Deutsche! Sieht sie nicht wie eine Göttin Canova's aus? Sie kennen sie, mein Herr? Eine Landsmännin ohne Zweifel?“

Den Familiennamen Antoinettens wagt Egbert nicht auszusprechen; die Gondreville sind noch nicht von der Emigrantenliste gestrichen. Die Frage der Sängerin gibt ihm unmittelbar den Ausweg aus seiner Verlegenheit an.

„Ja, eine Landsmännin“, antwortet er, „die Nichte des Grafen Wolfsegg.“

„Wessen?“ fragt Athenais mit dunkelrothem Gesicht. „Wolfsegg's, Ulrich Wolfsegg's Nichte?“

„In welch ein Wespennest hast du da geschlagen?“ denkt Egbert und sucht nach einer Ausrede, um den herandrohenden Sturm zu beschwichtigen.

Aber Athenais erspart ihm die Mühe. Mit der Geschicklichkeit, die sie das Leben auf der Bühne gelehrt hat, weiß sie ihre innere Erregung zu unterdrücken und ihrem Antlitz den Ausdruck der Spannung zu nehmen.

„In meiner Jugend“, sagt sie, „habe ich einen Grafen Wolfsegg gekannt. Welch ein merkwürdiger Zufall, wenn — allein das ist ein Trugbild der Phantasie! Mein Herr, noch einmal meinen Dank! Darf ich um Ihren Namen bitten?“

„Egbert Heimwald, im Hotel des Princes in der Rue Richelieu.“

„Und Sie vergessen mich nicht ganz? Es würde

mir eine Ehre und ein Vergnügen sein, mit Ihnen von deutscher Musik zu reden.“

Nun hat sie doch in der Haltung und dem Wesen, wie sie davon rauscht, die Andern um sie her, das Ansehen einer Königin.

Freilich nur einer Theaterprinzessin, meint Egbert zu sich selbst, aber in dieser Komödie des Lebens sind wir nicht alle Schauspieler? Ist der Thron in dem Tuilerienaal etwas Anderes als der goldene Wagen, auf dem Klytämnestra mit ihrer Tochter in das Lager der Griechen fährt?

Der Thron wie der Wagen sind nach Isabey's Zeichnungen angefertigt worden und beide von Holz.

Während die Gesellschaft, in deren Mitte Egbert auf eine Weile so unvermuthet gerathen war, den Weg aus dem Garten des Schlosses nach der Rue Rivoli einschlägt, wendet er sich der Flußseite zu und wandelt gemächlich die Quais entlang, der Brücke der Künste zu. Sein Ziel ist das Haus Benjamin Bourdon's in der Rue Taranne, in der Nähe des großen Krankenhauses. Er hatte für diesen Abend eine Zusammenkunft mit dem Arzte verabredet und muß jetzt sein Versprechen rückgängig machen. In der Frühe des Tages hat ihm ein Hoffourier eine Einladung zur

Kaiserin Josephine nach ihrem Schlosse Malmaison überbracht.

Die Erwartung, die ihm von diesem Feste ein verführerisches Bild vorgaukelt, die Erinnerung an den freundlichen Zufall, dem er die Ehre dieser Einladung verdankt, drängen das eben erlebte Abenteuer bald in den Hintergrund seiner Gedanken. Wiederholt er die Ereignisse und Eindrücke jedes Tages, die ihm in Paris geworden, so schlägt sein Herz in fröhlicher Befriedigung. Ist es ihm doch, wie er Magdalenen geschrieben, als hätte er in diesem kurzen Zeitraum mehr erlebt, als in der ganzen Spanne seines bisherigen Daseins.

Das Glück hat seinen Liebling nicht verlassen; außer den kleinen Unfällen und Leiden, die Keinem erspart bleiben, ist ihm keine Widerwärtigkeit zugestoßen. Auf glatten Wellen hat ein günstiger Wind sein Schifflein dahingetragen. Vom Bache ist er in den Strom, vom Strome in das Meer hinausgekommen. Aber seine Bahn bleibt ruhig und eben, sonnenbeschiene. Oft schon hat er in dem Strudel der hauptstädtischen Bewegung Paris mit Rom und sich mit einem deutschen Jüngling verglichen, der aus den nordischen Wäldern zu dem Hofe des Augustus gewandert ist. Um den jungen Barbaren zu gewinnen, stellt man ihm Alles willig zur Schau. Die Größe, Neuheit und Pracht

blendet, verwirrt ihn; er muß sich gestehen, daß die Heimat klein davor zusammenschrumpft, und doch regt sich in ihm ein unwiderstehliches Gefühl, das ihn nach seinem schlichten Hause, unter einem rauhern Himmel, im düstern Walde, zurückzieht.

Egbert empfindet eine stille Genugthuung, daß dieses Gefühl noch so lebendig und unwandelbar in ihm ist, daß Schönheit und Herrlichkeit, wie sehr sie auch seinen Geist und seine Phantasie anregen, den tiefsten Grund seines Herzens nicht geändert haben. So darf er in jeder Beziehung mit frohem Vertrauen der Zukunft entgegenschreiten.

Ist es da die Nachwirkung seiner grüblerischen Betrachtungen, die ihn plötzlich an den Neid der Götter und den Fall der Glücklichen mahnen, daß ihn ein heimliches Unbehagen beschleicht? Oder will ihn das Unbewußte, der Selbsterhaltungstrieb, vor einer noch unsichtbaren Gefahr warnen?

Er fühlt, ja er weiß, daß ihm Jemand nachgeht, Schritt für Schritt, in Langsamkeit, in Beschleunigung sich nach ihm regelnd. An der Brücke hält er mit seinem Gange inne und blickt zurück. Aber in diesem Gewühl von sonntäglichen Spaziergängern, die scheinbar alle mit ihm denselben Weg verfolgen, wie will er den einen unterscheiden, der ihm diese unbestimmte

Beängstigung einflößt? Soweit er sehen kann, gewahrt er nur gleichgültige Gesichter; um ihn scheint sich Niemand zu kümmern. Zwar sind Manche, als er stillstand, seinem Beispiele gefolgt, aber die einen schauen, über das Geländer der Brücke gelehnt, in den Strom hinab, die andern zum Himmel hinauf, einem Flug Tauben nach, die sich jetzt auf dem Dach des Louvre niederlassen, jetzt von ihm auffliegen.

Egbert fängt an, sich seiner Furcht zu schämen. Am hellen Mittag, was kann ihm geschehen? Unter so vielen Hunderten? Er hat unter ihnen allen keinen Feind und ist sich selbst keines Worts, keiner Handlung bewußt, die irgendwie die Aufmerksamkeit Anderer auf ihn hätten lenken können.

Vor der Polizei Fouché's, die sich gern und ohne Noth in Alles mischt, auf der Hut zu sein, hat ihm selbst der Graf Metternich empfohlen; allein die Polizei kennt seinen Namen, seinen Aufenthalt. Braucht sie sich an seine Sohlen zu heften? Vermuthlich, wenn sie allwissend ist, weiß sie auch um seine Begeisterung für den Kaiser.

Darüber hat er die Brücke überschritten und ist am andern Ufer der Seine. Das verdächtige Geräusch hat sich nicht wieder vernehmen lassen. Doch kaum ist er in die Augustinerstraße eingebogen, als er es wieder hinter sich zu hören glaubt.

„Du leidest an Hallucinationen“, sagt er sich, „dein Ohr wiederholt deine eigenen Schritte, daher die Täuschung. Vielleicht ist es die Spannung des heutigen Abends wegen, die dich in solche Aufregung versetzt hat und deine Nerven bei der leisesten Berührung erzittern läßt. Es ist nur gut, daß du zu einem Arzt gehst.“

An der Ecke, wo die Straße Taranne mit der Straße St.-Benoist zusammenstößt, erhebt sich ein altersgraues vierstöckiges Haus; die untern Fenster, obgleich sie zwölf Fuß über dem Erdboden liegen, sind vorsorglich mit Eisenstäben vergittert; die obern hat der Besitzer erweitern und mit bessern Scheiben und Rahmen versehen lassen. Der vierte Stock endlich mit seinen Mansardenfenstern ist neu aufgesetzt. Ein Haus, an dem man das Maurerhandwerk von hundertfünfzig Jahren studiren kann, im Eindruck düster, plump und ungeschicklich. Dies Düstere wird noch dadurch vermehrt, daß dem Hause gegenüber sich das große Hospital erhebt. Hier wohnt Benjamin Bourdon. Er ist einer der Oberärzte des Krankenhauses und hat deshalb die wenig freundliche Wohnung jeder andern vorgezogen, um immer in der Nähe derer zu sein, die seine Hülfe in Anspruch nehmen. Unermüdllich ist er in den Sälen des Schmerzes und des Todes thätig, lindernd,

aufrichtend, heilend, soweit seine Kunst und Kraft im Kampfe gegen die ewigen Zerstörerinnen des Menschengeschlechts, die Krankheit und die Noth, es vermögen.

Auch jetzt kommt er aus dem Hospital über die Straße daher.

„Herr Egbert Heimwald! Und zu mir! Das ist schön. Ueberdies ersparen Sie mir einen Besuch.“

So redend, hat er Egbert begrüßt, ihm die Hand geschüttelt und dabei, nach Art des Arztes, ohne Absicht seinen Puls gefühlt.

„Was ist das? Ihr Puls geht wie im Fieber! Sind Sie so hastig gelaufen?“

„Es mag wohl sein. Mich plagte ein unerträgliches Gefühl, als verfolge mich Jemand.“

„Nun, hier sind Sie sicher. Außer uns ist Niemand auf der Straße.“

„Doch“, entgegnet Egbert, in die Straße St. Benoist, aus der er gekommen, hineinschauend, „sehen Sie nur auf dem Fahrweg den Mann im schwarzen Mantel! Er steht still und scheint Umschau zu halten.“

„Ich seh' ihn, offenbar noch ein junger Mann. Jetzt wendet er sein Gesicht. Eigenthümlich! Aber Sie fahren zuammen, mein Freund, Sie wechseln die Farbe —“

„Sehen Sie sich den Mann genau an! Es ist der Ritter Vittorio Zambelli.“

„Der!“

Der Mann im schwarzen Mantel hat den Rückweg nach Norden, zu den Quais des Flusses, angetreten, wie einer, der merkt, daß er sich verirrt hat und seinen Weg eilig zurückmacht.

Benjamin und Egbert sind indessen die Stufen zu dem Eckhause hinaufgestiegen und hinter der schweren, von einer vorspringenden Wölbung beschützten Thür verschwunden.

Wie Wolfsegg es in Wien seinem jungen Freunde vorausgesagt, war es eingetroffen. Mit warmer Herzlichkeit hatte ihn Benjamin Bourdon aufgenommen. Den zärtlichen Schmerz, den Egbert aus seiner weichern Gemüthsstimmung heraus ihm angedichtet, hatte er bei Benjamin nicht gefunden; dem äußern Anscheine nach ertrug dieser den Tod seines Vaters, soviel des Gräßlichen und Geheimnißvollen, gleichsam zur Verdopplung des Kummer's, sich auch daran knüpfen mochte, mit gelassenem Leid. Eine solche philosophische Ergebung in das Unabänderliche schrieb sich nicht allein von Benjamin's Charakter und Beruf her — für einen Arzt hat der Tod seinen Schrecken wie sein Erschütterndes verloren — Egbert überzeugte sich bald, daß ein tiefer politischer Zwiespalt Vater und Sohn getrennt habe. Denn Benjamin machte kein Hehl aus

seinen republikanischen Grundsätzen und verschwiegen nicht, daß er die abenteuerlichen Reisen seines Vaters zu den Gondreville nach Oesterreich nie gebilligt habe. Daß es sich bei diesen Fahrten um noch gefährlichere Dinge, als es der Verkehr eines Franzosen mit Emigranten schon an sich war, gehandelt hatte, ahnte Egbert wohl, aber er wie Benjamin berührten diesen Punkt nicht. Zu bald und zu scharf hatte sich der Gegensatz ihrer Anschauungen hinsichtlich des Staates und seiner Ordnung und Verfassung herausgestellt, als daß sie nicht beide Alles vermieden, was in ihren Gesprächen sie darauf hätte führen können.

Im Uebrigen hatte der eine an dem andern die wünschenswertheste Ergänzung. So deutsch wie Egbert, so französisch dachte, fühlte, war Benjamin. Nicht nur ein merkwürdiges, seltsames Ereigniß, auch dasselbe Studium, dieselbe Wissenschaft vereinigte sie. In praktischer Thätigkeit hatte sich Egbert als Arzt nie bewährt und konnte sich in keiner Weise mit dem Freunde vergleichen, aber er hatte lange und viel über die Heilkunst nachgedacht und vermochte dem verständigen, durchaus auf das Einfache und Ausführbare gerichteten Sinn Benjamin's das Portal zu jener mystischen Naturphilosophie zu erschließen, in der damals die geistreichsten und tiefsinnigsten Köpfe in Deutschland etwas

wie ein neues Evangelium, Welt- und Menschheitserlösung suchten.

Neben diesen ernstesten Dingen gab es angenehme Beschäftigungen und Zerstreuungen, die sie miteinander theilten; Benjamin, obgleich in der Provinz geboren, war frühzeitig nach der Hauptstadt gekommen, hatte, aus dem Knabenalter zum Jüngling heranwachsend, die Schrecken und Wunder der Revolution miterlebt und kannte sein Paris beinahe bis auf jeden denkwürdigen Stein. Welch ein Genuß war es für Egbert, mit einem solchen Führer bei Tag und Nacht durch die Gassen zu wandern!

„Der also!“ wiederholte der Arzt mit dem Ausdruck tiefen Nachinnens, als sie in sein Zimmer im ersten Stock getreten waren.

Während sie die Treppe hinaufgestiegen, hatte er so wenig wie Egbert ein einziges Wort geäußert; so stark war der Bann, den die Erscheinung Vittorio's auf beide geübt.

Ein großes düsteres Eckzimmer mit zwei hohen Fenstern, von denen eins auf den Hof des Hospitals und die Platanen und die Fliedergebüsche darin, das andere auf die Straße St.=Benoißt hinaussehauet. Mit Tapeten von grünem Grund, den eine schwerfällige Goldarabeske durchzieht, sind die Wände bespannt; die

vier Landschaften Claude Lorrain's: Morgen und Mittag, Abend und Nacht, zieren sie in schönen Stichen und einfachen Rahmen. Ueber dem hartgepolsterten Sopha mit weißlackirter durchbrochener Lehne hängen in schwarzen runden Ebenholzrahmen die Portraits von Washington, Franklin, dem zu Ehren Benjamin seinen Vornamen erhalten hat — zur Zeit, als der Buchhändler von Boston der volksbeliebteste Mann in Paris war, ist er geboren worden — und Vergniaud.

„Ein tugendhafter Mann, der einzige Republikaner, den Frankreich gehabt, und der größte Redner, den die Welt gehört hat“, behauptet Benjamin.

Die Sessel sind mit grünem Wollendamast überzogen, ein grüner Teppich, einfach gemustert, bedeckt den Fußboden. Auf dem breiten Tisch, der mit Büchern und chirurgischen Instrumenten belegt ist, stehen zwei antik geformte Lampen, auf bronzenen Ständern ruhend. Ueber der Thür hocht die Gule der Minerva und in die Wand über dem Spiegel ist die Medusenmaske eingelassen; eine Stelle, die für die Betrachtung nicht gerade günstig ist. Aber wer die Thür öffnet, dessen Blick begegnet zuerst das versteinernde Bild des Grauens und des Schmerzes.

„Denn das ist ja doch in den meisten Fällen das Ende unserer angeblichen Kunst“, sagt Benjamin. „Ich

will nicht falsche Hoffnungen in den Leuten erwecken, die zu mir kommen, als besäße ich den wunderthätigen Schlangenstab des Aesculap. Die Medicin ist eine ernste, trübsinnige, traurige Kunst, keine freundliche.“

Dagegen hat Egbert früher mit heftigem Eifer gestritten, so oft er das Zimmer Benjamin's betreten. Ihn verlegt die Meduse in dem Gemach eines Arztes; nicht an die Unzulänglichkeit der Heilmittel und der Wissenschaft solle der Hülfesuchende erinnert werden, sondern an die Milde und den Trost, die in ihnen liegen.

Heute aber findet keiner von ihnen zu solchen Betrachtungen die Muße.

Ohne den Hut vom Kopf zu nehmen, ist Benjamin nach dem Fenster geeilt, das auf die Straße St.=Bennoist hinausgeht.

„Dort biegt er um die Ecke. Auch er blickt noch einmal um. Wir wirken gegenseitig in die Ferne. Aus!“

Von dem Fenster zurücktretend, wirft er den Hut auf einen Sessel.

„Das war die Ursache Ihres Unbehagens, mein Freund! Der Ritter ist Ihnen nachgegangen. Sagten Sie mir nicht, daß Sie ihn haßten? Er wird kein an-

deres Gefühl für Sie empfinden. Und er ist ein großer Magnetiseur?"

„Benigstens mir ist der Vorfall mit dem jungen Mädchen, den ich Ihnen erzählt habe, nur durch diese Annahme erklärlich.“

„Er hat kein Alltagsgesicht“, murmelt Benjamin, „und wir werden uns wiederfinden.“

Auf seine Bitten hat indeß Egbert Platz genommen, er selbst hastet noch unruhig im Gemach auf und nieder. Sein Kopf, der für seine zarte und feine Gestalt zu groß gerathen, mit der stark ausgebildeten Stirn und dem reichen dunklen Haar, seine rechte verwachsene Schulter geben ihm in Verbindung mit seiner Beweglichkeit einen seltsamen Zug des Koboldartigen, der durch ein leises spöttisches Gelächter, mit dem er gern seine Reden begleitet, noch vermehrt wird. Der Ausdruck seiner braunen Augen ist mild und schwärmerisch, aber er bemüht sich, sei es aus Absicht oder infolge einer Angewöhnung, durch das Zusammenziehen der Augenbrauen und der Stirn, wenn er Jemand betrachtet, finster und streng auszusehen.

„Woran denken Sie, Egbert?“ fragt er und bleibt, die Hände auf dem Rücken gefaltet, vor dem Freunde stehen.

„An den Tod Ihres Vaters. Ich rief mir noch

einmal all die Umstände zurück, die ihn begleiteten. So stark ist der Eindruck jener Begebenheit auf meine Phantasie gewesen, daß es nur einer geringen Anstrengung meines Gedächtnisses bedarf, um mir auch das Kleinste und Geringsfügigste wieder anschaulich vor die Seele zu führen. Mich drückt das Geheimniß, das diese That umnachtet. Sollte der Opal mit dem Adler uns doch nicht endlich auf die Spur leiten?"

Benjamin schüttelte sein troziges Haupt.

„Nein! Die Reitpeitsche, zu der jener Stein als Knopf gehörte, wird längst auf den Rehrichthausen geworfen sein, wo Alles endet, Dinge und Menschen. So viel wird dem Reiter, der in Ihrer Geschichte eine dunkle Rolle spielt, sein Streich doch eingebracht haben, um sich eine neue Peitsche zu kaufen.“

„Und doch, trotz Ihres unerbittlichen Verstandes, der mich einen Träumer schildert, ich glaube an die Vergeltung.“

„An die Nemesis? Das ist ein eigenthümlicher Glaube in Paris. Jedes vierte Haus in der Rue Rivoli und auf den Boulevards predigt das Gegentheil. Wer besitzt es? Lieferanten, die unsern armen hungernden Soldaten die Schuhe, die Decken, das Brod gestohlen haben und noch immerfort stehlen; feile Schmeichler, die jetzt dem Kaiser die Stiefel küssen,

wie sie vordem vor Danton und Robespierre krochen; Sumpfröten, welche ihr Pestgift ringsum in stets weitem Kreisen aushauchen; Fouché's Geschöpfe, der Auswurf aller Parteien, mit mehr Schandthaten auf der Seele als Haaren auf dem Schädel! An ihrer Spitze ein gekrönter Eidbrecher, Dieb und Mörder! Ich bin schon still, Sie bewundern den Mann, und in seiner Weise ist er auch ein besonderer Dämon. Aber die Andern? Diese nichtsnutzigen, nichtswürdigen Teufel der Ratten und Flöhe? Vielleicht ist die Nemesis eine zu anständige und reinliche Göttin, um sich mit solchem Ungeziefer abzumühen. Indem sie es todt drückte, würde sie seinen Gestank einathmen müssen."

"Sie sind erbittert, weil sich Ihr Ideal nicht erfüllt und Frankreich das Kaiserreich der Republik vorgezogen hat. Aber in der entscheidenden Stunde war eben nur ein Cäsar und kein Brutus da."

"Sie sind ein Fremder, Egbert, und werden niemals recht wissen, was dieser Mann aus Frankreich gemacht hat. Bis ins innerste Mark hat er uns verdorben und das Volk mit einem schmählischen Sklavensinn und einem kriegerischen Rausch erfüllt. An diesen beiden Krankheiten wird Frankreich sterben. Die Freiheitsbäume läßt er niederschlagen, um die Säulen seines Ruhms aufzurichten. Eines Tages wird man

auch diese Säulen zerbrechen, und wie der Ruhm wird die Freiheit dahin sein. Jetzt deckt ihn sein Glück, das noch unermesslicher ist als seine Frevel, aber das Glück ist treulos wie der Wind, die Welle und das Weib.“

„Die Enttäuschung macht Sie ungerecht. Sie sehen nur die einzelnen Schatten, nicht den Glanz und die Herrlichkeit des Ganzen.“

„Ich bin ein Menschenfeind, ich verachte die Welt“, spottet Benjamin und zieht unwillkürlich die Schulter noch höher. „Habe ich Ursache, diese beste Welt zu lieben? Ich mit meinem Leibe, meinem Schicksal! Meine Mutter habe ich verloren, ehe ich sie gekannt. Meine ganze heiße Liebe wendete ich der Freiheit, dem Vaterlande zu. Kämpfen konnte ich nicht, ich konnte nur Wunden heilen. Wehrlos mußte ich mit ansehen — genug, genug! Auf den Schlachtfeldern wird man kein Bewunderer der Gottheit und von der Menschheit gewahrt man da nur die Bestie. Jetzt haben sie mir den Vater getödtet und ich stehe wieder ohne Waffen da, ein Schwächling! Und warum getödtet? Weil er ein gutmüthiger Narr war, die Kastanien für Andere aus dem Feuer zu holen, für hochmüthige, freche Aristokraten! Haha, das sind Gründe, die Welt und ihre Einrichtung vortrefflich zu finden!“

„Ich theile Ihren Schmerz, mein Freund! Aber Ihr Vater ist im Dienst einer guten Sache gestorben. Der Graf Wolfsegg hat nichts von einem übermüthigen Edelmann, wie seinen Bruder hat er Ihren Vater beweint, und die junge Gräfin —“

„Ist bei der Trauernachricht viel gerührter gewesen als ich. Thränenbäche sind dem Andenken des treuen Dieners geflossen. Diener — o, wie dies Wort frist! Und warum keine Thränen? War diese schöne, liebreizende Antoinette doch das verwöhnte Schooßkind des ganzen Schlosses! Mein Vater schaukelte sie auf seinen Knien, froh und stolz, daß er die kleine Prinzessin mit seinen bäuerischen Händen berühren durfte, und ich stand beiseite, ich, der verwachsene, häßliche, dumme Junge! Sie haben andere, schönere Jugenderinnerungen, Sie werden darum niemals meinen Haß verstehen.“

„Sind Sie der Bitte der jungen Gräfin nachgekommen und haben sie aufgesucht?“

„War es doch eine Dame, die hat und noch dazu durch Sie hat“, lacht Benjamin auf. „Ich habe sie gesehen. Wie groß und schön ist sie geworden! Und die Trauerkleidung steht ihr so vortrefflich! Die Weiber wissen das. Ich hoffe ihr heute Abend wieder zu begegnen.“

„Heute Abend?“

„Ja; das sollte der Anfang unseres Gesprächs sein, und wohin sind wir gerathen! Welch abhängige Sklaven des Zufalls sind wir doch und rühmen uns unserer Freiheit! Weil wir beständig im Dunkeln hinstappen, bemerken wir die Bande nicht, die uns fesseln! Ungern muß ich heute Abend auf Ihre Gesellschaft verzichten, die Kaiserin hat mich zur achten Abendstunde nach Malmaison bescheiden lassen.“

„Das ist lustig, da bleiben wir beisammen“, ruft Egbert, „ich habe dieselbe Einladung.“

„Sie! Ein eigenthümliches Zusammentreffen. Dahinter steckt eine Absicht. Die Dame von Malmaison liebt die Ueberraschungen.“

„Hören Sie nur, die Sache ist doch einfacher und natürlicher, als Sie glauben wollen. Wie Sie ausschauen! Wie der Oberpriester zu Delphi, der die Sprüche der Pythia den Fragenden verkünden soll und selber über deren Tiefsinn erschrocken ist.“

„Erzählen Sie! Mir ist's, als würden wir noch oft über diese Geschichte zu reden haben.“

„Ja, wie über das anmuthigste kleine Abenteuer, das mir in Paris beschieden war. Vor einigen Tagen ging ich zu dem Maler Redouté —“

„Dem Blumenmaler?“

„Demselben“, fährt Egbert in seiner Erzählung fort. „Ich hatte ihn bei unserem Gesandten kennen gelernt und war in ein Gespräch mit ihm gerathen. Bald hatte er meine Vorliebe für Blumen entdeckt und lud mich in liebenswürdigster Weise ein, seine Mappen mit den Blumenmalereien zu beschauen. Die Blumen von Malmaison, alle diese seltsamen Prachtgewächse, darunter die Bonapartea speciosa, welche die Kaiserin in Töpfen aufzieht! So etwas läßt man sich nicht zweimal sagen. Eines Morgens steige ich zu Redouté hinauf. Ich ziehe die Glocke, man läßt mich ein. In dem Vorzimmer finde ich eine Dame in gewählter, durch Einfachheit ausgezeichnete Kleidung; sie macht ein verwundertes Gesicht bei meinem schnellen Eintritt, faßt sich aber geschwind und bittet mich, eine Weile hier zu verziehen, Herr Redouté habe Besuch. Im Nebensaal höre ich ihn reden, die Thür ist halb offen; er scheint einer Dame seine Zeichnungen und Malereien vorzulegen. Es gehört die ganze deutsche Tölpelhaftigkeit dazu —“

„Sagen Sie doch lieber Harmlosigkeit und Unschuld!“

„Wie Sie wollen. Man mußte eben unter solchen Umständen ein Deutscher sein, um den Zusammenhang nicht zu errathen. Die Dame hat mich in die Fenster-

nische geführt, um mich nicht die Unterhaltung zwischen dem Maler und ihrer Begleiterin belauschen zu lassen; und ich, meinerseits, um ihr zu zeigen, wie wenig mir daran liegt, Ohrenzeuge eines fremden Gesprächs zu werden, fange muthig eine Plauderei mit ihr an. Meine deutsche Betonung, die vielen kleinen Verstöße, die ich gegen die Pariser Aussprache begehe, belustigen sie; nun schwätzen und lachen wir beide lebhaft mit einander. Von den Blumen kommen wir auf die Kaiserin. Aus vollem Herzen lobe ich sie, die Huld und Güte, die sie mir bei meiner Vorstellung bewiesen. „Schade nur“, sage ich übermüthig, „daß man bei solchen Gelegenheiten vor Ehrfurcht und Zwang vergeht und sich nicht jener herzlichen Bewunderung überlassen darf, die eine so schöne und anmuthige Dame, wie Ihre Kaiserin ist, verdient.“ Meine Partnerin droht schalkhaft mit dem Finger, im Nebenzimmer höre ich ein leises Lachen, aber ich Dummkopf merke noch immer nichts. Ihrerseits ist die Dame, die sich so willig in ein Gespräch mit mir eingelassen hat, bei der Entdeckung, daß ich in den Tuileries vorgestellt bin, muthiger und vertrauensvoller geworden. „Sie sind so aufgeräumt, mein Herr“, sagt sie mir, „als hätte Ihnen Frau Lenormand die herrlichste Zukunft verkündet.“ Und ich darauf: „Nein, Madame, ich habe

die berühmte Kartenschlägerin noch nicht besucht. Uebrigens sind mir alle Prophezeiungen der Zukunft in diesem Augenblick gleichgültig, wo ich das Glück genieße, unter den schönsten Blumen der Welt zu Ihnen und von Ihrer Kaiserin zu sprechen, unter Blumen zu und von den Sternen.“ Darüber verliert denn doch die Dame, die noch immer, uns den Rücken zukehrend, Redouté's Mappen besichtigt, das ruhige Gleichgewicht und mit dem Ausruf: „Das ist zum Todtlachen! Wer ist denn der Herr?“ tritt sie auf uns zu. Was nun folgte, meine Beschämung und Bestürzung, gestammelte Entschuldigungen, die fortwährend von der Heiterkeit der Damen unterbrochen werden, die engelhafte Güte der Kaiserin, das Schmunzeln des guten Redouté, der flüchtig im Hintergrunde bleibt und sich vergnügt die Hände reibt, das denken Sie sich besser, als ich es erzählen kann. Da Redouté sich den Fuß ein wenig verlegt hat und die Treppe nicht hinabsteigen kann, wird mir die Ehre zu Theil, die Kaiserin an den Wagen zu geleiten. Eine seltene Pflanze war in ihren Gewächshäusern zu Malmaison zur Blüte gekommen und sie selbst ist zu Redouté geeilt, ihm dies Ereigniß mitzutheilen. Daher der unerwartete Besuch. Schon hat die Kaiserin von dem Maler Abschied genommen; ich halte den Thürgriff in der Hand, ihr dieselbe zu

öffnen. „Und Sie fürchten die Karten der Lenormand nicht?“ fragt sie. „Unter Ihrem Schutz, Majestät? Nein!“ entgegne ich. „Wir wollen sehen.“ Damit geht sie und heute in der Frühe erhalte ich die Einladung.“

„Dacht' ich es doch, sie hat etwas vor.“

„Was denn? Mit der Lenormand? Sie glauben doch an dergleichen Thorheiten nicht? Ich begreife, daß bei dem wunderbaren Schicksalswechsel der Kaiserin, bei der natürlichen Aengstlichkeit einer Frau, die einen geliebten Mann beständig den Kugeln auf den Schlachtfeldern, den Dolchen und Höllenmaschinen der Verschworenen trogen sieht, der Aberglaube und der Wunsch sich ausbilden mußten, den Schleier von den zukünftigen Dingen zu heben. Aber wir sind nicht in derselben Lage. Welches Schicksal, selbst wenn sie es vorher wüßte, könnte mir die Sibylle verkündigen, das mich überraschte? Und Sie, mein Freund, der Sie an nichts glauben —“

„Weil ich über Ihre Welterschöpfung und Ihre Unsterblichkeitseitelkeit lache? O, ich glaube an das grausame Gesetz, daß alles Gute zum Bösen ausschlägt. Die Lenormand beunruhigt mich nicht. Nur das psychologische Problem, das sie und noch mehr die Andern, denen sie ihre Künste vorspielt, der Betrachtung

darbieten, beschäftigt mich. Dies ist so recht ein Stoff für den Arzt und den Naturphilosophen. Das Sinnliche und das Uebersinnliche, das Körperliche und Dämonische durchdringen sich hier in scheinbar unlöslicher Mischung. Wir werden ein merkwürdiges Schauspiel haben.“

„Wo nehmen Sie nur all die Flausen her, Meister Benjamin, möcht' ich fragen? Sonst bin ich der Phantast, heute scheinen Sie meine Rolle zu spielen.“

„Ich setze nur die Thatfachen zusammen. Die Kaiserin ist in ungewöhnlicher Erregung und leidet seit einer Woche an ihren Nervenankfällen. In den Pausen ist ihr die Zerstreuung durch Gesellschaft, Musik, Wunderlichkeiten ein Bedürfniß. Trotz der Siegesnachrichten aus Spanien sind die seltsamsten Gerüchte im Volke verbreitet; man spricht von einem neuen Kriege mit Ihrem Kaiser, von Verschwörungen —“

„Daran glauben Sie nicht?“

Benjamin machte ein undurchdringliches Gesicht.

„Die Furcht des Tyrannen ist die fruchtbare Mutter der Verschwörungen. Da er es nicht vergessen kann, daß er uns die Freiheit gestohlen hat, ist er überzeugt, daß auch wir es nicht vergessen haben. Die alte Geschichte vom Schwert des Damokles. Wir brauchen es nicht aufzuhängen, es hängt dennoch immer über

dem Usurpator. Er hat die Republikaner wie die Royalisten betrogen, eingekerkert, getödtet, und in beiden Parteien gibt es entschlossene Männer, die nichts verzeihen. Den Zwischenraum, der noch zwischen solchen Gefinnungen und der That liegt, füllt Fouché mit seinen Gehülfen geschäftig aus."

"Und alle diese Stimmungen, Vermuthungen, Reden wirken auf die Kaiserin —"

"Auf die hitzige Phantasie einer Creolin. Die Luft enthält gleichsam einen abergläubischen Bestandtheil, eine Drakelessenz. Dazu gibt die Abwesenheit des Kaisers ihr die günstigste Gelegenheit, die Karten zu befragen. Er verachtet solche Ammenmärchen und Betrügereien, um desto fester an der Ueberzeugung zu halten, daß er unverwundbar und unbefiegbar sei, gerade wie Alexander sich einbildete, eines Gottes Sohn zu sein, bis ihn das Gift des Antipater eines Bessern belehrte. Es ist eine Komödie; der eine schwört bei seinem Stern, die andere beim Kaffeegrund."

"Eine Weltkomödie! Nur daß wir darunter tragisch zu leiden haben."

"Ihr Deutschen nehmt Alles zu sentimental. Das ganze Leben, ob ein Napoleon oder ein Timon es leben, ist nur eines Gelächters und einer tiefen Verachtung werth. Haben Sie aber jetzt nichts dagegen, mein

Herr Philosoph — es ist drei Uhr Nachmittags — so wollen wir uns mit der Frage beschäftigen, wo wir zu Mittag essen.“

„Sie führen, ich folge.“

„Gute Nahrung, gute Gedanken! Geben Sie Acht, gegen die Engländer wird Napoleon dereinst den Kürzern ziehen, ihr Beefsteak wird unsern Zwieback schlagen“, sagt Benjamin, sich zum Ausgang rüstend. „Geht mir doch mit Euren moralischen Antrieben! Der Mensch handelt, wie er ernährt wird.“

„Also gut essen, gut trinken, und wir werden heute Abend vor der Sibylle bestehen können. Ist sie sehr alt?“

„Frau Lenormand? Keineswegs! Noch nicht vierzig Jahre, eine Frau, die manche Toilettengeheimnisse geschickt zu benutzen weiß. Eins bedaure ich, daß wir in Malmaison auf den Ritter im schwarzen Mantel verzichten müssen. Ich wollte, er wäre bei der Tafelrunde.“

„Er ist ein geistvoller Gesellschafter und würde sich nichts abgewinnen lassen.“

„Will ich ihm denn etwas abgewinnen?“ antwortet Benjamin mit einem unbeschreiblichen Ausdruck im Gesicht. „Er ist für mich, nach Ihren Schilderungen, zunächst nur eine Naturmerkwürdigkeit, ein Phänomen.“

„Wie die Meduse?“ meint halb fragend, halb lachend Egbert, indem sie das Zimmer verlassen.

„Meinetwegen. Es ist jetzt Sitte geworden, die sogenannten Helden und großen Verbrecher heroisch zu drapiren. Reißt man ihnen aber den Mantel ab, was steckt darunter? Eine arme hungrige Bestie. Der Hunger macht den Wolf, er macht Cartouche und Napoleon und vielleicht auch unsern Ritter.“

Zweites Kapitel.

Inmitten der vielen Windungen der Seine, auf der Westseite von Paris, zwischen den prächtigen Königsschlössern von St.-Cloud und St.-Germain, liegt das bescheidene Schlößchen von Malmaison. Ihm gegenüber erhebt sich der steile Mont Valérien, der die ganze Landschaft weithin beherrscht.

An ihm vorbei führt die große Fahrstraße von der Hauptstadt nach St.-Germain-en-Laye.

Zwischen ihm und dem Berge, mehr nach Norden zu, breitet sich das freundliche Dorf Rueil mit jenem Landhause aus, in dem einst zur Zeit seines Glanzes der Cardinal Richelieu gewohnt hatte. Damals saß in La Malmaison sein Gardkapitän Guiton de Forlagues, immer auf der Wacht und bereit, bei dem er-

sten Wink der rothen Eminenz mit seinen Soldaten zu ihrem Schutz zu erscheinen oder den Streich auszuführen, der ihm befohlen war.

Jetzt baute und schmückte nun schon in das elfte Jahr Josephine diesen Wohnsitz mit künstlerischer Anmuth aus. Es war ihre liebste Beschäftigung.

Als der General Bonaparte seinen wunderbaren Feldzug nach Egypten machte, hatte sie die Besizung von Herrn Lecoulteur du Moley gekauft. Seit der Revolution galt La Malmaison als Nationaleigenthum und war so in die Hand des Pariser Kaufmanns gerathen. Ein kleines, vernachlässigtes, beinahe verfallenes Haus mit desto schönerem Park. Rings umher gab es nichts Lieblicheres, Frühlingsfrischeres. Alte hohe Bäume gewährten Schatten, die Nähe der Seine brachte erquickende Kühle. Nach Osten zu schloß der trogige Mont Valérien in eigenthümlicher Starrheit das reizende Landschaftsbild.

Rasch wie das Glück Bonaparte's entfaltete sich auch Malmaison; mit jedem Jahre entwickelte es sich mehr zu einem Wohnsitz, welcher der Kaiserin Frankreichs würdig war. Josephine liebte Blumen, Bilder, zierliche Kostbarkeiten. In den großen Gewächshäusern zog sie die seltensten Pflanzen. Durch Ankäufe auf der Seite nach Rueil hin wurde der Garten erweitert

und im englischen Geschmack ausgeführt. Ein Schweizerhaus durfte nicht fehlen.

In seinem Gedichte „Die Gärten“ hat Jacques Delille diesem entzückenden Aufenthalt einige Verse gewidmet, die er selbst nicht weniger als seine Zeitgenossen bewunderte. Wie zur Zeit der römischen Bürgerkriege wurde auch jetzt wieder die Poesie des Landlebens, der Friede der Natur, das Ausruhen unter der breitästigen Buche beim Abend-Sonnenuntergang gepriesen.

Von Madrid bis zum Niemen starrt Europa von Schlachtfeldern, unaufhörlich jagt der Imperator auf seinem Kriegstroß hin und her; aber daheim vergießt die große Nation Thränen der Rührung, wenn in Méhul's gefeierter Oper Joseph in Egypten seine Brüder wieder begrüßt, und freut sich wie ein Kind an der Märchenprinzessin Aschenbrödel.

Die glücklichste Zeit Josephinens, die Sonnentage Malmaisons waren die vier Jahre, während deren Bonaparte als erster Consul die Geschicke Frankreichs lenkte. Die Pforte des Janustempels schien nach den Siegen von Marengo und Hohenlinden für immer geschlossen zu sein. In der Brust des gewaltigen Mannes schloßen die unersättliche Begierde und die kriegerische Wuth eine Weile. Das trotz seiner Eroberungen

und seiner erbeuteten Schätze tief zerrüttete Frankreich bedurfte der Sammlung und der Erholung. Nicht gleich war eine neue Ernte von Menschen für die Sichel des Todes reif. In Anläufen und Versuchen erprobte der große Verschwörer die Geduld und Einfalt dieser Narren der Freiheit und Gleichheit. Ihn selbst setzte es in Erstaunen, wie willig sie sich seinem Joche fügten. Damals verhärtete sich die Menschenverachtung, die einen Grundzug seines Wesens von jeher gebildet, mehr und mehr in ihm. Vom Letzten zum Höchsten wurden Alle für ihn nur Werkzeuge. Noch rühmten ihn die Schwärmer als den Lichtbringer, den Erneuerer des alten Europa, einen größern Washington, während er schon längst auf die Unterdrückung der Welt sann. Ihn erfreute einzig die Macht und der Lärm der Schlacht, aber als erster Consul in Malmaison spielte er den Beschützer der Künste. Er lobte Josephine, wenn sie einen Kreis von Gelehrten und Künstlern um sich versammelte.

Rasch hatte sich ein Hof gebildet, der zum Vergnügen des Herrn kleine Komödien vor ihm aufführte. Zuweilen mischte er sich unter die Spielenden, die im Garten auf dem großen Rasenplatz den Ball schlugen oder sich im Wettlauf maßen. Zu andern Stunden saß er unter einer Linde und ließ sich Chateaubriand's

„Weisen des Christenthums“ vorlesen. Von diesen Tagen jagten die Schmeichler, daß man in Malmaison den Salon Aspasia's unter dem Zelt des Perikles fände.

Die Freude währte kurz. Zu der Rolle eines klugen friedliebenden Augustus besaß Bonaparte keine Ruhe und keine Anmuth. Der Kaiser verdrängte den Consul, St.-Cloud Malmaison. Hier war die eigentliche Quelle seiner Größe. Hier hatte er am neunzehnten Brumaire den Rath der Fünfhundert mit seinen Grenadiern auseinander gesprengt und, wie er meinte, den Abgrund der Revolution geschlossen. St.-Cloud sollte das Ruhmeschloß seiner Herrlichkeit werden. Darüber trat Malmaison für ihn zurück. Um so inniger wuchs es Josephinen an das Herz. Ihr wurde es niemals wohl unter dem kaiserlichen Mantel, in dem goldenen Käfig der großen Schlösser. Jeden Tag, den sie sich abmüßigen konnte, brachte sie in dem geliebten Hause zu. In einer halben Stunde führte sie der Wagen auf gut gehaltenen Wegen durch den Wald, an Wiesen vorüber, von St.-Cloud nach Malmaison, aus einer öden und langweiligen Hoffentlichkeit zu ihren Blumen, die eine nach der andern Redouté in seine Mappen, in naturgetreuem Abbild, sammelte. „Ihre Blüten welken schnell“, pflegte die

Kaiserin zu sagen, „freundliche und vergängliche Blüten eines Tages; wenigstens in Ihren Zeichnungen, mein lieber Redouté, werden die Blumen von Malmaison ewig leben.“

Auf die großen Verhältnisse des Staates und seines Lebens hatte Napoleon seine Gattin niemals auch nur den Schatten eines Einflusses gewinnen lassen. Allmählig hatte sich auch innerhalb des Hauses ihre Macht verringert. Immer mehr ward dies Haus zu einem Capitol, zu einem Punkte, nach dem die Augen der ganzen Welt sich richteten. Jeder idyllische, jeder romantische Zauber wurde davon abgestreift. In dem Hause Cäsar's gab es keine traulichen Verstecke, keine verichwiegenen Lauben, Alles war großartig, feierlich steif und öffentlich. Nur Staatsactionen und Tragödien konnten sich hier noch abspielen, und Josephine hatte weder das Herz noch das Maß einer tragischen Heldin. Seit ihrer Krönung in der Notre-dame-Kirche zu Paris lebte sie in der beständigen Furcht eines schrecklichen Sturzes; sie glaubte nicht an die Dauer ihres Glückes, und indem sie sich ihren Niedergang ausmalte, gewöhnte sie sich im voraus daran und tröstete sich mit elegischem Schmerze über das unabwendbare Verhängniß.

Während des Consulats, als Verschwörungen in

fast ununterbrochener Folge das Leben ihres Gatten bedrohten, er noch zur höchsten Höhe emporstrebte und, in Augenblicken des Mißmuths, des Fehlschlags und der Besorgniß, des Trostes der Freunde bedürftig war, hatte sie seinem Herzen und seinem Schicksal näher gestanden. Aus allen besiegten Parteien wendeten sich Einzelne an sie und nahmen ihre Güte und ihr Fürwort bei Napoleon in Anspruch; am eifrigsten die altadeligen Familien der Emigranten. Die Republikaner warfen ihr vor, die Neigung des ersten Consuls für den Adel zu bestärken, die Söhne und Töchter der heftigsten Feinde der Revolution in ihre Nähe zu ziehen, mit Wohlthaten zu überhäufen und so im Kleinen das Bild des ehemaligen Versailler Hofes zu erneuern.

Diese Klagen waren verstummt, aber auch der Einfluß Josephinens war dahin. Nur in kleinen Angelegenheiten suchten die Bittsteller noch um ihre Verwendung bei dem Herrn der Welt nach. Er lebte mehr auf den Schlachtfeldern und im Lager als in seiner Hauptstadt. Was hätte sie auch in seine politischen Listen und Ränke, in seine Kriegspläne hineinsprechen können, selbst wenn sie gewollt! Jedes gemüthlichere Beisammenleben zwischen beiden hörte auf; an keinem Gespräch, das von der Staatskunst, von der Geschichte und Kriegswissenschaft absah, fand er Gefallen. Je

mehr Lorbeern er auf seinem Scheitel häuften, desto marmorner wurde sein Herz. Jene Anmuth, jener beinahe schwärmerische Zug, die seine Jugend ausgezeichnet und den Verkehr mit ihm so verführerisch gemacht hatten, waren strengen und harten Formen, einer imperatorischen Kälte oder einem dämonischen Zorne gewichen.

Völlig beherrschte ihn das Bewußtsein, eine heroische Rolle zu spielen, das Gefühl, eine Art Wunder zu sein. Zu manchen Irrungen und Entfremdungen, an denen diese Ehe, trotz Josephinens Zärtlichkeit und Napoleon's Freundschaft für sie, oft genug gelitten, hatte sich, um sie ganz zu zerrütten, seit einiger Zeit der Wunsch des Kaisers gesellt, einen Sohn und Erben seines Namens und seiner Macht zu haben. Den Ausruf, den er einmal gethan, daß in fünfzig Jahren seine Dynastie die älteste in Europa sein würde, wollte er zur Wahrheit durch seine Nachkommenschaft gemacht sehen. Seine Liebe, wenn in Napoleon's Seele etwas wie Liebe war, hatte Josephine von jeher mit andern Frauen theilen müssen; jetzt schien es ihr bestimmt, auch seinen Thron zu verlieren. Diejenigen, die er seine Freunde nannte, mußten ihr Leben auf dem Schlachtfelde für ihn opfern, seine Gattin den Rest des ihrigen in Einsamkeit und Thränen vertrauern.

Unter dieser Wetterwolke der Scheidung lebte Josephine ein ängstliches und unruhiges Leben. Soviel sie konnte, vermied sie es, sich bei großen Festen zu zeigen. Sie hatte sich in den engen Kreis ihrer Vertrauten, auf ihre Lieblingsneigungen zurückgezogen, auch dem kleinsten Antheil an politischen Geschäften entsagt und prüfte gleichsam im voraus, ehe das Loos sie getroffen, die Stärke ihrer Seele als geschiedene Kaiserin.

Einige Damen und Herren waren an diesem Abend in dem kleinen Saal von Malmaison um sie versammelt. Wer wie Egbert diese Räume zum ersten Mal betrat, bewunderte die Fülle der zierlichen Kostbarkeiten darin.

Tische mit florentinischer Mosaik und Vasen von Lapis Lazuli und Achat standen in den Nischen, an den Fenstern und den Wänden. Auf den Marmorlaminaen prangten Bronzefiguren von feinsten Arbeit, ein Reichthum von Sèvres-Porzellan.

Mit einigem Stolz machte ihn eine der Hofdamen der Kaiserin, dieselbe, mit der er bei dem Maler Redouté gesprochen, auf die gestickten Bezüge der Sessel und Kanapees im Saal — der Grund war von weißer Seide, in der Mitte ein doppeltes J von vollblühenden Rosen umschlungen — als auf ein Werk der Kaiserin und ihrer Frauen aufmerksam.

„Penelope ist also keine Dichtung“, erwiderte Egbert.

Ueberall, als Krönung der Thüren und Vorhänge, trat ihm das kaiserliche N mit dem Adler auf der Fahnenstange und der Krone darüber entgegen. Die verhältnißmäßige Enge der Räume schien sich dadurch ins Ungemessene zu erweitern. Vor der geblendeten Phantasie erhoben sich hier aus dem Sand der Wüste die rothbraunen Pyramiden, dort ragte der schneebedeckte St.-Bernhardsberg der Alpen auf, über den der erste Consul sein Heer zur Schlacht von Marengo führt. Dieses N und dieser Adler bedeuteten sie nicht dasselbe, was einst die Zeichen: der Senat und das römische Volk, der unterworfenen Welt verkündigt hatten?

Eine solche Umgebung würde für Egbert in seinem steifen Hofkleide — weißseidene Strümpfe, schwarze Kniehosen und ein blauer mit goldenen Knöpfen besetzter Frack — ihr Niederdrückendes gehabt und jeden Schwung seines Geistes gelähmt haben, wäre die Gesellschaft eine feierlichere und die Liebenswürdigkeit und Güte der fürstlichen Frau weniger herzwinnend gewesen. Aber hier bewegten sich Alle in einer gewissen schönen Freiheit; auch nicht im leisesten Ausdruck offenbarte sich der Unterschied des Standes, der

Gegensatz des Bürgers zu dem Edelmann. Unverkennbar war die Arbeit der Revolution.

Unter den Männern fanden sich neben Redouté und Benjamin Bourdon der Maler Flabey, der berühmte Schauspieler Talma; auf eine kurze Weile erschien Denon, der Napoleon nach Egypten begleitet hatte und für Josephine jetzt eine auserlesene Sammlung von geschnittenen Steinen und Medaillen zusammenstellte. Die Herren vom Hofstaate der Kaiserin vermittelten freundlich die Bekanntschaften. Die allgemeine Besorgniß, daß es wieder zu einem Kriege mit Oesterreich kommen würde, flößte Allen unwillkürlich eine größere Theilnahme für den blonden Egbert ein. In diesem Kreise wurde der Krieg nicht laut, aber desto heftiger und einstimmiger im geheimen verurtheilt. Jeder bemühte sich, nach der höflichen und feinen Sitte der Franzosen, dem Fremden eine Artigkeit zu sagen. Dazu gestattete eine Wendung des Gesprächs Egbert, sich im besten Lichte zu zeigen.

Man hatte von Erfurt und Weimar, von Goethe und Wieland gesprochen und daß der Kaiser dem ersten jener Dichter mit besonderer Neigung begegnet sei. Der Leidensgeschichte des jungen Werther ward Erwähnung gethan. Die Damen wünschten mehr davon zu erfahren, und Egbert war der Einzige, der durch eine aus-

fürlichere Erzählung die Neugierde zu befriedigen wußte. Die eigene Weise, in der er sprach, seine Gestalt, sein blondes Haar — die Damen fanden plötzlich zwischen ihm und dem Helden seiner Geschichte eine merkwürdige Aehnlichkeit — erhöhten noch das Vergnügen der aufmerksam ihm Lauschenden. Fortan galt er für einen ebenso ausgezeichneten Gelehrten als anziehenden jungen Mann.

Während noch einige der Damen und Herren um ihn die Unterhaltung über die deutsche Dichtung fortsetzten, hatte Josephine ihren Arm um den Nacken der schlanken Antoinette gelegt, wie es so ihre Weise war, wo sie sich gehen lassen durfte, und sie beiseite in ein Nebenzimmer gezogen, mit jener Gewalt siegreicher Anmuth, die gar nicht des kaiserlichen Titels bedurfte, um über Alle, die sich ihr näherten, zu herrschen.

Obgleich ihr Leben schon seine Mitte überschritten hatte und jenseits der vierziger Jahre im Nachmittagssonnenscheine stand, war Josephine noch immer eine schöne Frau; schön zumeist durch ihre dunklen feurigen Augen, ihr reiches glänzendes Haar, ihre feine zierliche Gestalt und die Gefälligkeit ihrer Bewegungen. Sie war nicht geistreich und besaß die Gabe des tief sinnigen und wigigen Wortes nicht. Aber das Lächeln, das ihr zu Gebote stand, verlieh auch dem Unbedeu-

tenden, was sie sagte, einen Reiz. Gegen Napoleon's Trockenheit und Einsilbigkeit bei den alltäglichen Gesprächen des gesellschaftlichen Verkehrs stach ihre Plauderei und Harmlosigkeit vortheilhaft ab. Den zartesten Schmelz hatte ihr freilich das Alter mit seinen Sorgen abgestreift, allein es hatte der Kaiserin zum Ersatz dafür den Zauber des Elegischen gegeben. Diejenigen, die sie in der Blüte ihrer Jugend und ihres Glückes nicht gesehen, konnten sie sich nicht ohne diese sanfte Schwermuth, diesen tränen schweren Blick der Augen denken, die sie in dem letzten Jahre vor ihrer Scheidung verklärten und die ihr dann, in der ausgleichenden Gerechtigkeit der Geschichte, als Merkmal ihres Wesens geblieben sind.

Heute stand Josephine das silbergraue, langwallende glatte Kleid mit kurzer Taille und kurzen Ärmeln, die ihre schön gerundeten Arme zur vollen Geltung kommen ließen, besonders gut zu Gesicht. Das Haar trug sie einfach auf dem Kopf zusammengeflochten, über der Stirn einen Schmuck von Rubinen und Brillanten. Wie sie jetzt mit Antoinetten durch den Saal schritt, schleppte der kostbare rothe türkische Shawl, den sie um die Schultern genommen, zurückgeglitten auf dem Boden nach.

In einem Armfessel nahm sie Platz und winkte

dem Fräulein, sich zu ihr auf einen kleinern Sessel zu setzen.

„Ich bin Ihnen sehr verbunden, liebe Marquise“, sagte sie. „Der Brief, den Sie mir durch die Gräfin Mortigny übergeben ließen, hat mich in dieser traurigen Geschichte bis auf den Grund sehen lassen. Die Großfürstin Katharina also war seine Erwählte! Ja, was bin ich gegen eine junge Großfürstin, eine Tochter aus dem ältesten und mächtigsten Herrscherhause Europas? Ich hatte wohl von diesen Absichten und Verhandlungen ein und ein anderes Wort verlauten hören, aber das Ganze hielt man mir verborgen. Um so wichtiger ist mir dieser Brief.“

„Mir ist es eine Genugthuung, daß ihn Eure Majestät erst jetzt empfangen hat, wo Sie ihn beruhigt wie ein Actenstück betrachten können, das von vergangenen und halbwegs vergessenen Dingen handelt.“

Josephine schüttelte den Kopf.

„Sie kennen den Kaiser nicht. Er und einen Plan aufgeben, weil er auf Hindernisse stößt! Diese entflammen nur seinen Eifer und verdoppeln die Kraft seines Genius. Ich glaube, er besitzt zur Stunde nicht ein einziges Kriegsschiff, und doch ist die Vernichtung Englands, eine Landung an seinen Küsten der unwandelbare Traum seiner Nächte. Die Weigerung des

russischen Hofes, ihm eine Großfürstin zur Gemahlin zu geben, wird ihn nöthigen, seine Augen nach einem andern Fürstenhose und mit besserem Erfolge zu richten. Und zum zweiten Male wird er keine Abweisung erfahren oder dulden.“

„D“, wallte es in Antoinettens Brust auf, „welcher Fürst würde seine Tochter dem Usurpator opfern wollen!“

Aber in demselben Augenblick fuhr sie zusammen, sie entsann sich der Märchen, in denen eine Jungfrau zum Wohl des Landes dem Drachen ausgesetzt wird. Andromeda an den Felsen gekettet und kein Perseus zu ihrer Rettung da!

„Es gibt nur wenige Prinzessinnen“, sagte sie laut, „denen der Kaiser seine Hand anbieten könnte.“

„Seien Sie sicher, mein gutes Kind, er wird eine finden. Was liegt auch an mir? Ich bin eine alternde Frau, über mein Verdienst hat mich das Glück und die Freundschaft des großen Mannes erhöht. Welche Tage habe ich genossen! Nur zu lange, werfe ich mir oft vor, habe ich auf einer Bühne geglänzt, für die ich zu klein war. In Malmaison, da bin ich an meinem Platz. Aber in den Tuileries! Seh' ich aus wie die Frau Cäsar's? Und da ich ihm den Sohn nicht geben kann, den er wünscht, ist es Zeit für mich, zu scheiden. Unter meinen Blumen werd' ich noch eine

kurze Weile weiter leben. In Erinnerungen! Welche Frau könnte sich rühmen, größere gehabt zu haben!"

„Und welche Frau, möchte ich fragen, zierte schöner diesen Thron als Eure Majestät? Würde nicht mit Ihnen sein guter Stern von dem Kaiser scheiden?"

„Unsere Sterne gehen schon seit Jahren ihre besondern Bahnen. Jetzt rufen die Undankbaren, die er aus dem Schlund der Revolution emporgerissen hat, der seine sei von Wolken umhüllt und neige sich. Sie murmeln, daß ihn ein Dolchstoß in Spanien oder eine Kanonenkugel an der Donau treffen würde. Ich hab' auch meine Stunden höchster, tödtlichster Angst; aber dann tröste ich mich wieder, daß ihn Gott noch zur Vollendung großer Dinge bestimmt hat. Nur zuweilen will ihn das Glück daran mahnen, daß es doch noch mächtiger ist als er, und es fordert ein Opfer von ihm. Diesmal bin ich zum Opfer auserlesen. Ich gelte schon für eine gefallene Größe. Neulich wagte dieser abscheuliche Fouché mich aufzufordern, selbst die Scheidung zu verlangen, um dem Kaiser eine peinliche Verlegenheit zu ersparen.“

„Der Unwürdige! Dies kann doch nicht des Kaisers Wille sein.“

„Getrost“, lachte Josephine gezwungen und rich-

tete sich aus ihrer halb liegenden Stellung ein wenig auf, „noch bin ich die Herrin. Man kann mich in die Verbannung schicken, aber ich werde nicht freiwillig aus thörichter Großmuth mich selbst verbannen. Und so viel Einfluß werde ich noch haben, meine liebe Antoinette, im Verein mit Ihnen Ihren unglücklichen Bruder loszubitten.“

„Ohne mich, Majestät!“

Antoinette drückte die Hand der Kaiserin an ihre Lippen.

„Wie dürfte ich, in meinem Kummer und meiner Verlassenheit, meinen Worten auch nur das Gewicht einer Feder zuschreiben! Das Geschick meines Bruders ruht ganz in den Händen Eurer Majestät.“

„Der Kaiser sieht schöne Frauen gern. Nur liebt er es nicht, daß sie sich in seine politischen Geschäfte mischen. Wie hat er die arme Königin von Preußen gescholten, weil sie nach seiner Meinung den König zum Kriege gegen ihn gereizt! Wir sollen lachen, scherzen, ihn unterhalten. Für uns Frauen soll die Welt seiner Gedanken nicht vorhanden sein. Früher war unserem Geschlecht in Frankreich ein besseres Loos gefallen. Aber zu einer solchen Bitte aus Ihrem Munde wird er nicht nein sagen. Nur lassen Sie diesen Fouché nicht merken, was Sie an unsern Hof geführt.

Dieser Mensch mischt sich in Alles, will Alles wissen, um Alles zu verrathen."

Indem sie ärgerlich mit der Hand auf die Lehne schlug, setzte sie heftig hinzu:

„Er ist der größte Spitzbube in Frankreich.“

Raum war ihr das Wort entfahren, so bereute sie es und suchte durch ein Lächeln ihm die Spitze abzubrechen.

In der offenen Thür zu dem Saal erschien Benjamin Bourdon.

„Ich rede Ihnen wohl zu lange und zu eifrig, Doctor?“ rief sie ihm zu. „Sie machen mir ein so strenges Gesicht!“

„Für die Nerven Eurer Majestät wäre es besser, Sie ließen uns reden, aber Ihr Herz würde leiden, wenn Sie sähen, daß Sie uns durch Ihr Schweigen etwas wie den elektrischen Strom entzögen, der uns bewegt.“

„Auch Sie ein Schmeichler, Bourdon?“

„Wenigstens galt die Schmeichelei nicht der Kaiserin.“

„Das ist ein hartgesottener Sünder“, wendete sich Josephine, auf ihn deutend, zu Antoinetten zurück.

„Ein altrömischer Republikaner.“

„Dem zum Unglück die römische Republik fehlt“,

entgegnete Bourdon, „und der darum zu der Klasse der Ideologen gehört.“

„Ideologen?“ fragte Antoinette.

„Der Kaiser pflegt die Republikaner, die Philosophen und die Hälfte der Deutschen so zu nennen. Wir sind Schwärmer, und das große Räthsel ist nur, warum wir eigentlich auf Erden sind. Ich habe manche schlaflose Nacht darüber vergrübelt. In einem Ameisenstaat hätte man uns längst als Schmarozer vor die Thür gesetzt. Die Ameisen sind klüger und politischer als die Menschen.“

„Die Ameisen sind vermuthlich immer gesund“, scherzte die Kaiserin, „bis sie sterben. Wir aber kränkeln am Leibe und an der Seele, und deshalb brauchen wir einen Arzt wie Sie, einen Dichter wie Delille und Herrn von Goethe, von dem der junge Deutsche vorhin so begeistert gesprochen — wo ist er denn? — und einen Schauspieler wie Talma: lauter Ideologen, unsere Wunden zu heilen und unser Herz zu erheitern.“

„Talma“, antwortete Bourdon, „muß Eure Majestät von der Liste streichen; er ist kein Ideolog, er spielt nur Könige und Helden und hat den Fürsten zu Erfurt gezeigt, wie man am stattlichsten den Purpurmantel trägt.“

Die Anspielung war keck. In diesem Kreise wußte

es Jeder, daß Napoleon unter der Anleitung Talma's im kaiserlichen Ornat mehr als eine beschwerliche Probe durchgemacht hatte, ehe er bei dem Schauspiel seiner Kaiserkrönung als Hauptperson vor den spottfüchtigen Parisern aufzutreten wagte. Seit seiner glücklichen Kur an der Kaiserin durfte sich Bourdon indessen ein freies Wort erlauben. Josephine erhob nur mahnend die Hand.

Mit dem Eintritt Egbert's, den der Kammerherr auf die Frage der Kaiserin nach ihm aus dem Saal herbeigerufen hatte, verlor die Unterhaltung das Spize und Herbe, das ihr der beißende Witz des Arztes gegeben, und wurde lustiger und harmloser. Die Alltagsgeschichten einer großen Stadt, die Theater Vorstellungen, die Kunstwerke traten in den Vordergrund. Zuletzt kamen die Blumen an die Reihe.

Die Kaiserin war entzückt über das Lob, das Egbert ihren Sammlungen spendete. Eine kleine Geschicklichkeit, die er hatte, in schwarzem Papier Blumen und Figuren auszuschnneiden, bot sich ihm zur guten Stunde als eine gefällige Erheiterung der Gesellschaft dar. Dringend hatte ihm Redouté gerathen, sein Licht nicht unter den Scheffel zu stellen. Wie durch Zauberei wurde Papier und Scheere herbeigeschafft. Es glückte Egbert, gleich zuerst die Lieblings-

Blume Josephinens in kenntlicher Weise zu treffen. Nun war des Rühmens seiner Kunst kein Ende. Alle Damen wünschten von ihm zum Angedenken eine schwarze Blume zu haben.

Kings umher schien die fröhlichste Laune zu walten. Die große Ueberraschung, die Bourdon erwartete, wollte sich noch immer nicht zeigen. Doch sah er die Kaiserin öfters nach der Uhr im bronzenen Gehäuse auf dem Kamin blicken und die Zeichen einer nervösen Ungeduld sich bei ihr mehren.

„Ich, mein Herr“, sagte da die Hofdame, welche die nähere Verbindung Egbert's mit der Kaiserin vermittelt hatte, scherzend zu ihm, „ich bin mit einer Blume nicht zufrieden. Ich bin in diesem Saal nach Ihrer Majestät der Kaiserin Ihre älteste Freundin — denn alle diese Damen haben Sie erst heute kennen gelernt — und verlange darum etwas Besonderes von Ihnen.“

„Das ist recht“, nickte ihr die Kaiserin zu, „treiben Sie ihn in die Enge, meine liebe Pauline.“

„Bin ich nicht schon bedrängt genug?“ entgegnete Egbert und zeigte auf die ausgeschnittenen Blumen, die auf dem kleinen Mosaiktisch lagen. „Was verlangen Sie denn, Madame?“

„Eigentlich wollte ich den Schattenriß Ihrer Ver-

lobten haben; alle Deutschen, sagt man mir, verloben sich, ehe sie auf Reisen gehen."

„O Madame!"

Egbert warf einen hilfselehenden Blick auf Antoinette; ihm drohte die Scheere aus der Hand zu sinken.

„Aber ich bin nicht so grausam, ich begnüge mich mit dem Bild der schönsten Prinzessin, die Sie in Wien haben."

„Ja, ja!" schlug Josephine die Hände zusammen. „Die schönste habsburgische Prinzessin! Zeigen Sie Ihre Kunst! Das wird drollig sein!"

„Wolle doch Eure Majestät gnädigst bedenken", wendete Egbert ein, „daß ich die kaiserlichen Prinzessinnen nur flüchtig und selten gesehen habe, vor allem, daß ich ein Dilettant, kein Künstler bin."

„Es hilft Ihnen nichts", sagte Josephine, „schneiden Sie! Hier, die Marquise von Gondreville kennt die Erzherzoginnen und soll entscheiden, inwieweit Ihr Schattenriß dem Urbilde ähnlich ist."

Im Innern widerstrebend fügte sich Egbert.

Seine Verlobte? Ja, welchen Phantasiakopf hätte er diesen neugierigen Damen als das Portrait seiner Geliebten ausschneiden sollen? Er fürchtete, daß ein neckischer Kobold seine Scheere führen und eine Aehnlichkeit mit Antoinetten hervorzaubern würde. Da

war es klüger, er versuchte sein Heil mit dem Gesicht einer Prinzessin und ließ sich auslachen, wenn es ihm mißlungen. Besser, er gab seine Kunst preis als das Geheimniß seines Herzens. Die Herren waren ebenfalls näher getreten, eine gewisse Spannung drückte sich in den Zügen Aller aus.

„So“, sagte Egbert und legte sein Kunstwerk vor der Kaiserin nieder; „möge Eure Majestät meine Stümperhaftigkeit entschuldigen und das Original meine Kühnheit verzeihen.“

„Nicht doch! Wie reizend ist das! Ein junges schönes Mädchen“, rief Josephine überrascht und betrachtete sinnend den Schattenriß. „Sagen Sie uns doch, liebe Gondreville, welche der Prinzessinnen von Habsburg der junge Schwarzkünstler dargestellt hat.“

Nur einen flüchtigen Blick brauchte Antoinette auf den Schattenriß zu werfen.

„Es ist die Tochter des Kaisers Franz, die Frau Erzherzogin Maria Louise; Herr Heimwald hat sich selbst übertroffen.“

„Wohl eine große Schönheit?“ sagte die Kaiserin halb fragend und hielt die Silhouette in der Hand.

Ein kleines Stück dünnen Papiers, und doch war es ihr, als würde es von Minute zu Minute schwerer.

„Schauen Sie her, meine Damen, die Erzherzogin Maria Louise! Vielleicht haben Sie einmal das Glück, dies junge Mädchen auf einem Throne von Angesicht zu Angesicht zu sehen.“

Der dienstthuende Kammerherr neigte sich zu ihr und flüsterte ihr einen Namen zu.

„Endlich“, meinte Josephine und legte den Schattenriß vor sich auf die Tischplatte nieder. „Lassen Sie Frau Lenormand eintreten, sie ist mir willkommen.“

Die Erwähnung der berühmten Sibylle, deren Prophezeiungen aus den Karten damals in Paris in derselben hohen, von Grauen umwehten Achtung standen, wie nur je im Alterthum die Orakel des delphischen Apollo, erregte eine Bewegung in der Gesellschaft, zumieist bei denen, die nicht zu den gewohnten Gästen in Malmaison gehörten.

Egbert tauschte mit Bourdon einen Blick des Erstaunens, im Uebrigen war er froh, durch die Ankunft der Kartenschlägerin von seinem Posten abgelöst zu werden. Nothwendigerweise mußte sich jetzt die Aufmerksamkeit von ihm abwenden. In der Stadt war die Vorliebe, ja die Freundschaft Josephinens für Anne Lenormand ein öffentliches Geheimniß. Die Vertrauten der Kaiserin entschuldigten sie mit dem ihr angeborenen Aberglauben, die Witzbolde spotteten; sie traue ihrem

eigenen Glücke nicht und suche es durch die Karten der Lenormand zu stützen. Oft hatte sie schon Napoleon's Tadel und Unwillen über ihren Verkehr mit der Wahrsagerin aushalten müssen, aber der Hang ihres Wesens war stärker als die Furcht vor Verlegenheiten. Gern pflegte sie zu erzählen, daß sie in ihrem Rechte sei, wenn sie diesen Prophezeiungen Glauben schenke; auf der Insel Martinique, in dem Landhause ihres Vaters, des Hafenskapitäns Tascher de la Pagerie, sei ihr einst, als sie noch im Kindesalter gewesen, von einer alten Frau aus den Linien der Hand verkündet worden, sie werde die Frau eines gewaltigen Kriegers und Kaiserin von Frankreich werden.

Anderer gingen weiter und wollten wissen, daß der Kaiser selbst der Kartenschlägerin verpflichtet sei. In der ersten Zeit seiner Herrschaft hätten die Prophezeiungen der Frau Lenormand über die Zukunft Frankreichs das Ihrige zur Befestigung seiner Macht beigetragen. Ihre Karten hätten beständig ihn als den Retter der Nation bezeichnet. Tacitus erzähle von einer Giftmischerin, die unter den ersten Cäsaren ein wichtiges unentbehrliches Werkzeug in der Hand der Gewalthaber gewesen; eine ähnliche Rolle habe Frau Lenormand gespielt. Seine Feinde mit Gift oder Dolch aus dem Wege zu schaffen, läge nicht mehr in den

Sitten des Jahrhunderts; allein sie zu blenden, zu verwirren und zu betäuben durch die Vorstellung, daß in ihm sich die Schicksalsmacht selber ehern und unüberwindlich offenbare, das sei dem Charakter des Kaisers durchaus angemessen.

Unwillkürlich hatte sich die Gesellschaft in zwei Gruppen getheilt; die eine, die kleinere, war um die Kaiserin versammelt geblieben, die größere in den Saal zurückgekehrt.

Frau Marie Anne Lenormand, in ein einfaches schwarzes Atlaskleid mit langer Schleppe gekleidet, die Arme gegen die Mode der Zeit von engen Ärmeln bedeckt, in schwarzen Handschuhen, um die Schultern einen dunkelrothen Shawl, schritt langsam, mit tiefem, aber steifem Gruß nach allen Seiten durch diesen Raum auf die Kaiserin zu.

„Es scheint“, sagte einer der Herren am Kamin zu seinem Nachbar, „daß wir die Ankunft des Kaisers in den nächsten Tagen noch nicht zu erwarten haben.“

„Sie meinen, weil“ — Er zeigte auf die Lenormand. „Nach dem alten Sprichwort, daß die Mäuse über die Tische springen, wenn der Kater nicht zu Hause ist?“

„Ich sprach heute mit Fouché. Ein Kurier war angekommen, der den Kaiser am 16. Januar in Valladolid verlassen hatte.“

„Und was sagt Fouché?“

„Er glaubt nicht, daß er vor dem Ende dieser Woche in den Tuileries sein wird.“

„Dann möchte ich Ihnen eine Wette anbieten, daß er noch in dieser Nacht in Paris eintreffen wird.“

„Wozu diese Eile?“

„Weil der Kaiser Fouché und Talleyrand überraschen will. Die beiden schlauen Rechner haben sich arg getäuscht. Welche Thorheit, zu hoffen, daß dem Kaiser ihre geheimen Zusammenkünfte nicht verrathen würden! Der Kaiser hält sich mehr und klügere Spione als Fouché in Paris. Kann er sie doch besser bezahlen.“

„Bist Du etwa einer“? mochte der Blick des so Angeredeten fragen; er wich bestürzt einen Schritt zurück.

Der Andere entwickelte seine Ansichten eingehender.

„Soll der Kaiser seine Hauptstadt noch länger in diesem Zustand fieberhafter Unruhe lassen? Dulden, daß zwei Großwürdenträger seines Reichs sich über die Maßregeln besprechen, die im Fall seines plötzlichen Todes zu treffen seien?“

„Im Fall seines plötzlichen Todes!“

Der Arme, der verurtheilt war, solche Dinge mit anzuhören, wurde weiß wie das Marmorgesims des Kamins, an den er sich lehnte.

„Ja, todt, ermordet durch einen spanischen Fana-

tiker. Leben Sie so ganz den Wissenschaften“, setzte er ironisch hinzu, „daß nicht ein Laut von diesen Gerüchten zu Ihnen gedrungen ist? Und doch schwirren sie zu Tausenden in der Luft von Paris. Es ist dieselbe Verschwörungsatmosphäre wie zur Zeit Pichegru's und Cadoudal's. Tolle Tage! Da kommt Bourdon, der Stoiker. Halten Sie ihn auf, er soll uns sagen, was im Lager der Republikaner vorgeht.“

„Nichts“, antwortete der Arzt, dessen feines Ohr die leise Aeußerung vernommen. „Sie geben dem Kaiser, was des Kaisers ist, und halten ihr Pulver trocken.“

„Gut gegeben“, dachte der Furchtsame, denn der feste Politiker, der ihn mit seinen Verschwörungsreden geängstigt, sah nun seinerseits den Arzt verdutzt an. Um aber zu verhindern, daß in seiner Gegenwart das Gespräch sich wieder zu hochverrätherischen Plänen verfliege, fragte er:

„Was macht Ihre Majestät?“

„Sie sieht zu, wie Frau Lenormand die Karten legt.“

„Wem? Doch nicht Ihrer Majestät? Das wäre gegen jede Etikette. Die Kaiserin spielt wohl Karten, aber —“

„Ohne Sorge, Herr Kammerherr. Ihre Majestät

läßt nur einen Andern, den jungen Deutschen, Herrn Heimwald, seine Zukunft aus den Karten erfragen. Ist das erlaubt?"

„Warum nicht?"

„So habe ich auch gedacht. Wie werden Schlachten gewonnen? Indem man Andere kämpfen und für das Vaterland Arme, Beine oder Köpfe verlieren läßt. Alles für das Vaterland und den Kaiser! Da kann die Kaiserin sich wohl das Schauspiel gönnen —"

„Einen jungen Mann vor den Prophezeiungen der Sibylle erschrecken zu sehen? Jawohl! Und wir wollen es uns auch gönnen.“

Er faßte Bourdon's Arm und zog ihn nach dem kleinen Saal an den Tisch der Kaiserin zurück.

Mit ebenso natürlicher wie berechtigter Neugierde hatte Egbert die merkwürdige Frau betrachtet. Nach seiner poetischen Weltanschauung gehörte es nicht zu den Unmöglichkeiten, daß auserwählten Menschen ein Vorausblick in die Zukunft, eine Vision des in der Ferne, im Abgrund der Zeit und des Raums Liegenden gegeben sei. Selbst denen, die nicht so fein organisiert sind, um die leisen Berührungen des Unsichtbaren zu empfinden, werden zuweilen unbegreifliche wunderbare Ahnungen und Erscheinungen zu Theil. Leicht kann der Verstand im Allgemeinen das Dasein einer

Geisterwelt leugnen und die Wesenlosigkeit der Gespenster und der Prophezeiungen nachweisen; den einzelnen Fall des zweiten Gesichts, dieser und jener eingetroffenen Prophezeiung jedoch vermag er weder zu widerlegen, noch aufzuklären. Und wenn alle Vorfälle und Dinge in einem harmonischen nothwendigen Zusammenhange stehen, warum sollte sich uns nicht in geweihten Augenblicken diese geheimste Verbindung des Gegenwärtigen und Künftigen, des Sichtbaren und des Unsichtbaren offenbaren? Von jener Ueberzeugung oder vielmehr von jenem Hochmuth, daß Alles in bestimmten, dem menschlichen Geiste zugänglichen Grenzen beschloffen sei und daß darüber hinaus nichts Ewiges, Unerforschliches sich erhöhe, daß über der erkennbaren, meß- und wägbaren Welt keine andere sich bewege, war er weit entfernt. Nur sollte nicht Jeder thöricht oder übermüthig an dem Schleier der Isis zupfen, nicht Jeder seine Vision erwarten. So mächtig ihn die eigenthümliche Kraft und Gabe dieser Frau, die er nicht bestritt, anzog, ebenso tief fühlte er sich durch ihre handwerksmäßige Ausbeutung derselben abgestoßen.

„Wie kann sie nur“, hatte er Bourdon gefragt, „das Dämonische, das dunkel in ihr waltet, zum gemeinen Erwerbe mißbrauchen?“

„Weil gar kein Dämon, sondern ein Charlatan

in ihr wohnt, der auch in die Säue fahren würde, wenn er von einem stärkern Zauberer beschworen würde“, hatte der Arzt geantwortet.

Für den feinen, maßvollen Sinn Egbert's hatte das Auftreten und Gebaren der Lenormand einen schauspielerischen unwahren Zug. Sie war nicht, sie spielte die Sibylle. Wie durch das ganze französische Volk in seinem politischen und kriegerischen Dichten und Trachten das Bestreben ging, das römische Wesen nachzuahmen, so versuchte sich auch Marie Lenormand nach antiken Vorbildern. Sie wollte zugleich den Heiligenschein einer Prophetin bewahren und als vornehme Dame ihre geheimen Künste nicht laut werden lassen. Aus dem Orakelton fiel sie in eine hohle Geschwätzigkeit und rührte Mystisches und Alltägliches zu einer seltsamen Mischung zusammen.

Nicht über das, was sie sagte, nur über den Eindruck, den sie damit auf die Kaiserin und deren Umgebung hervorbrachte, erstaunte Egbert.

In ihrer äußern Erscheinung war nichts Auffälliges; eine Frau von mittlerer Größe, in dem Ausgang der dreißiger Jahre, mit einem feingeschnittenen, weder häßlichen, noch schönen Gesicht, mit schönen wohlgepflegten Händen, mit einem Betragen und einer Art der Bildung, in der ein schärferer Beobachter noch

die Spuren klösterlicher Erziehung durch die Benedictinerinnen in Alençon entdeckt haben würde. Schwieriger wäre es gewesen, in ihren Aeußerungen zu unterscheiden, was sie in Wahrheit ihrer dämonischen Eingebung, was ihrem ungewöhnlich reichen Wissen verdanke. Auf dieser Ueberlegenheit und der Kühnheit ihrer Sprache, so wollte es Egbert scheinen, beruhte ihre Herrschaft über die schwache, reizbare Josephine.

In Bildern, die, aus der Offenbarung des heiligen Johannes entlehnt, in ihren Farben gemildert waren, redete sie von schrecklichen Heimsuchungen, vom Zusammensturz großer Reiche; das Alles hatte einen tiefern Sinn für die aufgeregte Josephine, für die Hofleute, welche den spanischen Krieg verabscheuten, sich nach Frieden sehnten und ihrem geheimen Unmuth gegen den Kaiser auf diese Weise einen Ausdruck geliehen sahen.

So betrachtet war die Kartenschlägerin nur das Sprachrohr der allgemeinen Stimmung.

Aber Egbert bemühte sich vergeblich, in ihren Weisagungen ein Bestimmtes und Charakteristisches zu finden. Es verschwamm und zerrann jedes Bild, sobald er es ins Auge fassen wollte, in den apokalyptischen Nebel. Er war nahe daran, Bourdon Recht zu geben und sich von einem Schauspiel enttäuscht und verlegt

abzuwenden, das ihm wie eine Caricatur des Heiligen vorkam.

Indem machte die Unterhaltung einen Sprung, aus der Ferne in die nächste Nähe.

Frau Lenormand erzählte von einem Russen, der sie besucht, damit sie ihm den Geist des ermordeten Czaren Paul aus der Hölle heraufbeschwöre. In der drolligsten Weise ahnte sie den russischen Bojaren, den sie vermuthlich sich selbst erfunden hatte, nach. Daran knüpfte sich die Bemerkung von dem großen Zusammenfluß der Fremden in Paris während dieses Winters. Jetzt erst schien sich die Kaiserin ihres Schüglings wieder zu entsinnen; sie stellte Egbert der Frau Lenormand vor.

„Er ist ein Deutscher“, sagte sie ein wenig böshaft, „und glaubt nicht an Ihre Kunst.“

Die Prophetin richtete ihre ausdrucksvollen Augen, die sie sonst nicht lange an einem Gegenstand haften ließ, auf ihn. Ihr mochte seine Ruhe und Gelassenheit nicht gefallen.

„Hätten Sie den Muth, meine Kunst auf die Probe zu stellen?“ fragte sie.

Es war etwas Verschleiertes in ihrer Stimme.

Den Muth? Egbert würde laut aufgelacht haben, wäre die Kaiserin nicht zugegen gewesen. Nie war

ihm weniger feierlich und hänglich ums Herz gewesen.

Er mußte der Buden im Prater gedenken, wo Zigeunerinnen, leider auch schon von der Cultur belehrt, für ein Silberstück den Leichtgläubigen die Zukunft wahr sagen.

„Wenn Eure Majestät es erlauben“, wendete er sich zu Josephinen.

„Und Sie fürchteten sich nicht?“ meinte diese lachend; aber das Lachen klang erzwungen.

Das Ganze war eine tolle Komödie. Schon hatte sich der Kreis der Zuschauer geschlossen; Frau Lenormand gab Egbert ein Spiel Karten.

Beide standen sich an dem Tische gegenüber, auf dessen Mosaikplatte — sie stellte ein Blumenstück mit Schmetterlingen dar — noch der Schattenriß der Erzherzogin Marie Louise lag. Ehe er die Karten aufdeckte, blickte Egbert noch einmal umher. Es war ihm, als müsse er sich überzeugen, daß er nicht träume. Rings umher zischelte, lächelte man. Die Kaiserin war die Bewegteste; krampfhaft spielte sie mit ihrem Fächer. Antoinette hatte sich ganz aus dem Kreise zurückgezogen und stand in einer Fensternische neben ihrer Base, der Gräfin von Mortigny, in sich versunken. Sie dünkte diese Herausforderung des Schicksals frevelhaft.

Wenn Egbert noch eine Wahl gehabt, vielleicht hätte er, als er in dem Gesicht Antoinettens diese stille Abmahnung las, die Karten beiseite geworfen. Aber es war zu spät. Auch regte sich die innere Stimme ab-rathend nicht in ihm. Eher drängte ihn etwas vorwärts. So mag dem Spieler zu Muth sein, der sich im Gewinnen sieht. Magdalenens Bild tauchte plötzlich ungerufen, unbeschworen vor ihm auf. Es schien ihm Glück zu verheißen.

Nun lagen die Karten vor ihrer Auslegerin. So hatte es der Zufall gefügt, daß der Schattenriß gleichsam die Spitze des ganzen Spiels bildete.

In der Stellung einer sinnenden Muse, mit halbgeschlossenen Augen, als hätte sich die Kraft aller ihrer Sinne nach innen gekehrt, verharrte Frau Lenormand eine Weile.

Der blonde Egbert hatte die eine Hand leicht auf den Rand der Tischplatte gelegt; den Kopf hoch und frei, erwartete er den Spruch der Wahrsagerin. Offenbar hatte sie mehr Mühe, ihr Orakel zu verkündigen, als er Sorge, es zu vernehmen.

Jetzt fuhr sie mit der Hand über die Stirn, erhob das Gesicht und zog die Brauen zusammen. Dadurch gewann ihr Blick eine Kraft und Tiefe, die ihm Egbert nicht zugetraut. Auch wenn es nur Kunst war, sie

hatte jetzt etwas Ueberwältigendes. Die Erhöhung ihres Wesens wirkte unmittelbar auf den Zuschauer. Egbert's Hand ließ den Rand des Tisches los.

„Sie sind ein Kind des Glückes“, sagte sie langsam, Karte für Karte prüfend, „reich begütert, mit einem guten und edlen Herzen begabt. Eine Mordthat“ — hier schauerten die Damen zusammen, die Kaiserin zog ihren Sessel näher zu dem Tische, Egbert hatte Mühe, ruhig zu bleiben und wagte nicht, die Augen auf Antoinette zu richten — „eine Mordthat, die Sie nicht hindern konnten, deren schlimme Folgen unschädlich zu machen Sie hier in Paris sind, hat Ihrem Dasein eine neue, von Ihnen nicht gewünschte Wendung gegeben. In große und gefährliche Dinge sehe ich Sie verwickelt. Eigen ist der Faden Ihres Lebens mit dem Schicksal erlauchter Personen verwickelt. In einer fürchterlichen Schlacht werden Sie kämpfen.“

Einzelne Ausrufe wurden laut.

„Krieg mit Oesterreich“, murmelte man.

„Ein Zufall wird Sie retten“, fuhr die Lenormand fort, ohne auf die Unterbrechung zu achten, mit schauspielerischem Geschick sich wie abwesend stellend und mit dem Zeigefinger der rechten Hand von einer Karte zur andern fahrend. „Sie fahren mit dem Kaiser über einen breiten Strom. Es ist wie eine Flucht.“

„Die Donau“, hieß es wieder hinter Egbert.

Unter dem lauten Schlagen seines Herzens bewahrte er eine gemessene, stille Haltung.

„Und aus dem Wasser ins Feuer —“

Unwiderstehlich trat ein Lächeln auf seine Lippen.

„Wie in Mozart's Zauberflöte Tamino's und Pamina's Prüfungen!“ wollte er rufen.

„Ein großes Feuer lodert auf. Es ist in Paris, bei einem großen Fest. Sie sind mitten darin und da — um Gotteswillen, was ist das? Eine Kaiserin —“

Ihre Augen hatten sich umflort und ihr Finger, von den Karten abschweifend, ruhte auf dem Schattenriß Marie Louisens.

Die Lenormand schwankte und drohte in Ohnmacht zu sinken.

„Unwürdige Gaukelei“, sagte halblaut Bourdon und näherte sich der Kaiserin, die sich schreckensbleich von ihrem Sessel erhoben hatte. „Eure Majestät werden nicht in einer Feuersbrunst umkommen. Das sind Tollhäuslereien —“

Indem trat die Gräfin Mortigny vom Fenster.

„Im Hofe ist ein großer Lärm. Fackeln lodern. Ein Bote —“

„Vom Kaiser? Ein Kurier aus Spanien?“

Schon herrschte in den Corridoren, auf der Treppe,

in den Vorzimmern die lebhafteste, eine ungewöhnliche Bewegung. Die Kammerherren eilten zum Saal hinaus, um sich nach der Ursache des Lärms zu erkundigen.

Athemlos stürzte einer zurück, Josephinen entgegen.

„Seine Majestät der Kaiser! So eben ist er aus dem Wagen gestiegen.“

Der Kaiser! Während die Hofdamen die entsetzte Lenormand nach dem Schlafzimmer Josephinens führten — eine Hintertreppe geht von dort in den Garten hinab — rafften die Andern — Egbert ist unter ihnen — die unglückseligen Karten zusammen. Bourdon steckte sie in die Tasche mit den Worten:

„Bei mir sucht er sie nicht.“

Die Damen holten ihre ausgeschnittenen Blumen hervor und gruppirten sie um die Silhouette der Erzherzogin. Isabey und Redouté wurden an den Tisch gezogen, Egbert mußte wieder die Scheere in die Hand nehmen.

„Herr Talma“, befahl eine der Damen, „nun stellen Sie sich uns gegenüber an dem Kamin auf, und wenn er kommt, declamiren Sie einen Chorgesang aus der „Esther“.“

„Ein idyllisches Bild für einen Welteroberer“, spottete Bourdon.

Judeffen war Josephine dem Kaiser bis zur Treppe entgegengegangen.

Er war schon auf der Mitte der Stufen, als sie aus ihren Gemächern trat.

Hand in Hand kehrte er mit ihr in den Saal zurück.

„Da bin ich, Madame“, sagte er mit scharfer, fast rauher Stimme. „Gesund und unverwundet. Thoren, die wähten, daß mich ein spanisches Messer erreichen könnte! Die Spanier sind ein feiges Volk, sie kämpfen mit den Beinen. Am neunzehnten Januar war ich in Bayonne und bin in einem Zuge hierher gefahren. Zuerst zu Ihnen, Madame, weil ich wußte, daß Ihr Herz am bekümmertsten um mich war.“

„O, Sire —“

Auf Josephinens Wangen trat eine leichte Röthe, wie ein Schimmer des Glückes.

Eine Uhr schlug.

„Halb elf!“ sagte der Kaiser. „Ich bitte Sie um eine halbe Stunde Gastfreundschaft, Madame. Um Mitternacht will ich in den Tuileries sein.“

Er war bis in die Mitte des Saals gekommen und stand unter dem Kronleuchter, Josephine noch immer an seiner Seite, mit einiger Unruhe umherblickend, ob irgend einer unter den Anwesenden seinen Unwillen

reizen, ein Etwas seinen Tadel hervorrufen könnte. Wie verwünschte sie jetzt ihren Einfall, gerade heute die Lenormand nach Malmaison eingeladen zu haben! Und während ihre Phantasie noch von den Vorstellungen einer schrecklichen Feuerbrunst, bei der sie selbst Lebensgefahr laufen würde, wild aufgereggt war, mußte sie lächeln und eine heitere Geistesgegenwart zeigen, um jedem der heftigen und unberechenbaren Einfälle Napoleon's zu begegnen.

Auf der Stirn des Weltgebieters lag sie beschattend eine Locke seines dunklen Haars; für diejenigen, die ihn kannten, ein Zeichen tiefen und andauernden Nachdenkens, aber auch der Vorbote eines Sturms. Er trug einen grauen, bis zu den schwarzen steifen Schäften seiner hohen Stiefel hinabreichenden Oberrock, darunter eine grüne Uniform mit dem rothen Bande der Ehrenlegion. Den kleinen Hut hielt er in der Hand. In dem Glanz der vielen Kerzen sah sein schönes und strenges Gesicht wie das Antlitz eines römischen Imperators von gelbem Marmor aus. Ueber Alle wehte ein Schauer der Ehrfurcht und des Schreckens hin. So gewaltig und erschütternd hatte sich Antoinette, die von den hier Versammelten zum ersten Male den Augen des Kaisers begegnete, den Eindruck seiner Persönlichkeit nicht gedacht. Ins Unbedeutende sank

jeder andere Mann vor diesem einzigen hinab. Selbst ihr Oheim, den sie bisher am höchsten gestellt, erschien neben ihm nur wie ein gewöhnlicher Sterblicher neben einem Halbgott, wie das Beschränkte vor dem Gigantischen.

Zu zwei Halbkreisen hatte sich die Gesellschaft geordnet, rechts die Damen, links die Männer. Mit einem Blick überslog sie der Kaiser. Er bemerkte kein Gesicht darunter, das ihm besonders widerwärtig und verhaßt gewesen.

Mit der rechten Hand strich er die Locke von der Stirn zurück, langsam, als wolle er die Kleinheit, Zartheit und Schönheit dieser Hand bewundern lassen.

„Das ist recht“, sagte er zu Josephinen, „Sie versammeln die Künste und Wissenschaften um sich. Die würdigste Aufgabe für eine Fürstin. Ich liebe die Königinnen nicht, die hinter dem Rücken ihres Gatten und seiner Regierung Politik treiben. Sie sind das Verderben der Völker.“

Er schritt an den Männern entlang — Josephine, mit der Ahnung, daß es doch zu einem Ausbruch kommen würde, blieb in seiner Nähe — und redete die einzelnen mit einer gewissen Freundlichkeit an. Wenigstens Egbert hatte die Empfindung, daß der Kaiser sich damit nur einen Zwang anthäte und daß sein Herz

nichts von den Gefühlen wußte, die sein Mund ausdrückte.

„Guten Tag, mein lieber Graf Meneval“, sagte er. „Ihr Neffe hat sich tapfer bei Somo-Sierra geschlagen. Er hat eine Kugel in dem Arm, aber es ist nicht gefährlich.“

Und nun schon zu einem Andern:

„Wie geht's, Fontaine? Rücken unsere Bauten vor? Es würde ein Ruhm mehr für meine Regierung sein, wenn der Louvre unter ihr vollendet würde. Das ist Ihre Sache, Fontaine, Ihre Sache!“

„Jedes Handwerk hat seine eigenen Schwierigkeiten, Sire“, antwortete der Architekt. „Pläne sind leichter zu entwerfen, als auszuführen.“

Napoleon zuckte unmerklich, wie aus Mitleid, die rechte Schulter. Er hatte Talma erblickt.

„Ah, Talma! Sie sehen gut aus! Die Tage von Erfurt sind Ihnen wohl bekommen. Sie haben mir und Frankreich damals viel Ehre gemacht.“

„Zu viel Gnade, Sire!“

„Ich weiß nicht mehr, welcher unserer gelehrten Herren vom Institut uns einmal von der Herrlichkeit des spanischen Theaters gesprochen hat —“

„Ginguené“, flüsterte ihm Josephine, die ein bewunderungswürdiges Gedächtniß hatte, leise zu.

„Ja, Ginguené! Und nun, meine Damen“ — er hatte sich zu den Damen gewendet — „was haben wir in Spanien gesehen und gehört? Elende Poffen, von elenden Schauspielern dargestellt. Die Hauptsache ist der Tanz; immer derselbe Tanz, nach derselben Melodie. Fandango nennen sie ihn. Ich würde ihn in Paris nicht dulden, die französischen Damen würden sämmtlich meiner Meinung sein. Es ist ein Tanz von Halbbarbaren. Wir müssen Spanien civilisiren, wir können es, gibt es doch keine Pyrenäen mehr. Dies ist mehr, als Ludwig XIV. und Karl der Große von sich sagen durften.“

Mit einer jener raschen Bewegungen, die seine Umgebung so oft überraschten, wo der Körper wie der Geist einen Sprung zu machen schien, war er wieder zu Talma getreten.

„Wie weit sind Sie mit dem „Hector“ vorgeschritten?“

„Wir hoffen, Sire, in den ersten Tagen des nächsten Monats das Stück vor Ihnen spielen zu können.“

„Gut. Es ist ein vorzügliches Trauerspiel. Ganz im griechischen Stil. Es begeistert zu kriegerischen Tugenden, es stellt in der häuslichen und zärtlichen Andromache das Ideal eines Weibes dar, es feiert die Vaterlandsliebe. Das ist der Zweck der Poesie bei

einem großen Volke. Andere Völker, die weniger kriegerisch sind als die Franzosen, die Deutschen zum Beispiel, können sich in ihrer Dichtung romantischen Lauenen überlassen. Versprechen Sie sich Beifall, Talma?"

„Ich besorge, Sire —“

„Was? So reden Sie doch! Sie sind im Fach des Theaters ein besserer Richter als ich.“

„Man bemerkt im Publikum, daß Herr von Lancelval einen Stoff gewählt hat, der zu entlegen und fremd für die Pariser sei, Sire. Auch wäre der besiegte und von Achill geschändete Hektor kein passendes Schauspiel für einen großmüthigen Sieger. Das Paris, welches die Theater besucht, wünschte, daß ihm Begebenheiten vorgeführt würden, die einen innigern Zusammenhang mit unserer Geschichte hätten, Ereignisse, in denen man vorbildlich die Gegenwart zu erkennen vermöchte.“

„Sie haben Recht“, unterbrach ihn Napoleon, „ganz Recht, Talma! Die Dichter lassen uns im Stich. Warum schildern sie uns nicht die Wiederherstellung des fränkischen Reichs durch Karl den Großen? Die Merovinger hatten es in Elend und Noth gestürzt, wie jetzt die Bourbonen. Er riß es aus dem Abgrund heraus. Seine Siege über die Sachsen, über die Longobarden, seine Kaiserkrönung, das sind Stoffe! Virgil hatte keinen größern. Warum habe ich“ — er verbesserte sich rasch

mit einem unwilligen Zucken seines Mundes — „warum hat Frankreich keinen Dichter mehr? Tödteten die Kriege, die uns das treulose England zu führen zwingt, den poetischen Genius? Sagen Sie uns, Fontanes, was ist Ihre Meinung darüber?“

„Sire, wenn ich die Geschichte befrage“, antwortete der gelehrte Kritiker, „so finde ich, daß die Künste niemals unter der Einwirkung siegreicher Kriege gelitten haben. Eher scheint ihnen die mächtige Bewegung neue Antriebe, einen neuen Schwung gegeben zu haben. Als die Griechen bei Salamis siegten, dichtete Aeschylos. Die Schlacht bei Actium besangen Horaz und Virgil. Mitten unter den Bürgerfehden seiner Vaterstadt Florenz wuchs Dante auf. Ludwig XIV. sah Boileau, Molière, Racine in Versailles um seinen Thron versammelt.“

„Das ist auch meine Ansicht. Es liegt an der Nation, nicht an der Regierung. Wir werden uns die Dichter aus Deutschland holen müssen. Wieland und Goethe sind die größten Poeten des Jahrhunderts; weise verständige Männer, welche mir Dank wissen für Alles, was ich der Welt geleistet. Sehr vortheilhaft unterscheiden sie sich von gewissen Scriblern in Paris, die besser einen Strickstrumpf zur Hand nähmen als eine Feder.“

So redend war er vorwärts geschritten und stand jetzt vor Egbert.

Das fremde Gesicht fiel ihm auf. Fragend wendete er sich zu Josephinen um.

„Ein junger Deutscher, Egbert Heimwald“, sagte sie, den Jüngling vorstellend, „den uns der österreichische Gesandte, der Herr Graf Metternich, empfohlen hat, Sire.“

Dem Jüngling klopfte jählings das Herz.

„Also ein Oesterreicher?“ herrschte ihn der Kaiser an.

„Ja, kaiserliche Majestät, aus Wien.“

Egbert hatte seinen ganzen Muth zusammengenommen. Es war ihm, als stände Ulrich Wolfsegg neben ihm, mit der gedrungenen Gestalt, den festen, treuen klaren Augen, und sagte zu ihm: Gedenke des Vaterlandes, des kategorischen Imperativs. Jetzt gilt's!

„Aus Wien?“ rief Napoleon, und indem er den Kopf schüttelte, fiel die widerspenstige Locke wieder auf seine Stirn zurück. „Es scheint, daß bei Wien nicht mehr die Gewässer der Donau, sondern daß der Lethestrom fließt. So schnell vergift man dort die Lehren der Erfahrung. Brauchen Sie neue, mein Herr? Oesterreich soll sie haben, aber diesmal schreckliche, niederschmetternde. Ich büрге dafür. Ich will keinen Krieg,

ich nicht! Ganz Europa ist mir Zeuge, daß alle meine Anstrengungen, meine ganze Aufmerksamkeit auf Spanien gerichtet sind. Dies Schlachtfeld hat sich England gewählt, dort muß sich der Kampf zwischen mir und ihm entscheiden. Schon einmal hat Oesterreich die Engländer gerettet, 1805, als ich bereit war, hinüberzufegeln und London im Sturm einzunehmen. Jetzt hält es mich in meinem Siegeslauf in Spanien auf. Auf seine Gefahr! Ich werde Ihre Heere schlagen, vernichten, Ihren Kaiser“ —

Der Sturm war da. Die lange angehäuften Wuth strömte über, wie aus dem Krater des Vesuv die Lava.

Egbert war der Erste, an dem der Ingrimm des Kaisers sich auslassen konnte.

In solchen Augenblicken war etwas von der Majestät des Schreckens, der Alles niederknirscht, um Napoleon. Sein Antlitz nahm einen unbeschreiblichen Ausdruck der Härte und Unerbittlichkeit an und gewann, da seine Züge stolz und edel blieben, eine furchtbare Schönheit.

Alle waren in schweigender, zitternder Erwartung, alle Blicke am Boden. Und doch ging es durch Antoinettens Seele: „Das ist der größte aller Sterblichen; größer waren Alexander nicht und Cäsar!“

Egbert hatte in ziemlicher Fassung den Ausfall des Kaisers ausgehalten. Die Besinnung mußte dem Zornigen ja wieder zurückkehren und ihm sagen, daß dieser junge bescheidene Mann nichts mit Frieden oder Krieg zu schaffen habe. Diese Gewißheit stärkte Egbert's Muth. In keiner Bewegung verleugnete er seine Ruhe. Als der Kaiser jetzt plötzlich innehielt, erhob er das Haupt und sagte laut:

„Eure kaiserliche Majestät irren sich in mir. Ich bin weder Soldat, noch Staatsbeamter, ich bin ein Gelehrter.“

Josephine wurde noch bleicher; Widerspruch pflegte Napoleon nur noch mehr zu reizen.

Diesmal stutzte er. Er blißte den Jüngling mit feinen Augen an, besann sich, und wie erzürnt über seine Heftigkeit, warf er seinen Hut zur Erde.

Während der Kammerherr sich bückte, ihn aufzuheben, fragte er:

„Sie haben mich schon einmal gesehen?“

Er konnte sich die Gelassenheit Egbert's bei seinem Anblick nicht anders erklären.

„Ja, Sire! In Schönbrunn, drei Tage vor Austerlitz.“

Bei diesem Namen athmeten die Meisten auf. Eine Erinnerung an die Drei-Kaiser-Schlacht stimmte

Napoleon immer heiter und glücklich. Ihm war sie nicht nur einer seiner glorreichsten Siege, sondern auch einer der Silberblicke seiner Kriegskunst.

„Musterlich! Und doch wollen Sie, will es Ihr Kaiser um ein neues Musterlich mit mir wagen!“

„Sire, wer Sie damals gesehen, wie ich, wird keinen Krieg zwischen Frankreich und Oesterreich wünschen.“

„Wenn Oesterreich auf der Stelle entwaffnet“ — er stampfte mit dem Fuß auf den Boden, als müsse er sich dadurch selbst zur Ruhe zwingen. „Sind Sie schon lange in Paris?“

„Sechs Wochen, Sire.“

„Sie heißen?“

„Egbert Heimwald, Sire.“

„Sie sind ein Gelehrter? Sie sehen aus wie die jungen Leute in den norddeutschen Universitätsstädten, in Halle und Jena. Ja, meine Damen, es ist dort eine schöne, kräftige Jugend, alle mit blonden Haaren. Schade, daß man ihnen falsche Grundsätze einflößt und ihren Hang zur Träumerei und Grillenhaftigkeit vermehrt. Unter meinen Fahnen, was würde diese Jugend vollbringen! So hat Deutschland keine Naturforscher, keine Mathematiker, keine Erfinder. Das Genie des deutschen Volkes steckt noch im Nebel. Was treiben Sie, mein Herr Heimwald?“

„Ich habe die Arzneiwissenschaft studirt, Sire, durch den frühzeitigen Tod meiner Eltern aber —“

„Sind Sie reich und unabhängig geworden und haben die Wissenschaft vernachlässigt?“

„Sie treffen es, Sire. Ich bewundere jetzt in Ihrer Stadt die reichen Schätze der Kunst, die Ihre Siege und Ihre Weisheit hier aufgehäuft haben. Paris ist dadurch zum Mittelpunkt des geistigen und künstlerischen Lebens geworden, die seltene Vereinigung alles Herrlichsten an einem Ort kommt der ganzen gebildeten Welt zu gute.“

„Es freut mich, daß ein Deutscher solche Gedanken äußert. Wenn ich die Kunstwerke aus halbverfallenen Kirchen und Schlössern hierher bringen lasse, aus dumpfen Klöstern, aus kleinen Städten sie hier in lichten weiten Sälen aufstelle, warum geschieht es? Der Kunst wegen. Damit ihre Werke von Allen bewundert werden können, welchen die Gottheit einen Sinn dafür gegeben hat. Diese Werke waren nicht für stumpfsinnige Mönche, für Krämer und Bauern, im besten Fall für hochmüthige Bischöfe, die nichts als ihr Brevier lesen können, geschaffen. Aber man verkennet meine besten Absichten. Die Nachwelt wird mich richten. Ihre Landsleute sind schlecht auf mich zu sprechen. Sie schreiben mir die Kriege zu, die ich

gegen Deutschland habe führen müssen. Ihre Fürsten, Ihr Adel haben mich dazu gezwungen. Diese sind unverbesserlich. Das Volk ist dankbarer und gehorsamer als das französische. Ein großes Volk, dem ein mächtiges Geschick in der Zukunft aufbewahrt ist. Wenn es einmal einen Führer erhält, der seiner würdig ist, wird es weit gehen und die Welt in Erstaunen setzen."

Er blickte Egbert erwartungsvoll und durchdringend an, die Rechte in die Seite gestemmt, einer Antwort gewärtig.

"Viele Deutsche sind der Meinung, daß uns in Ihnen, Sire, der Mann der Vorsehung und ein neuer Karl der Große erschienen ist", entgegnete Egbert.

"Aber das ist nicht Ihre Meinung?" fuhr der Kaiser auf und wiegte sich, wie es seine Gewohnheit war, hin und her.

"Ich habe hier keine Meinung; vor dem Genius habe ich nur Bewunderung."

Und da es ihm war, als könne man dies Wort der Schmeichelei anklagen, so wahr und unverfälscht es auch aus seinem Herzen quoll, setzte er hinzu:

"Ich habe nicht die Ehre, Unterthan Eurer Majestät zu sein, und darf darum wohl eine solche Aeußerung wagen."

Der Kaiser lächelte, die Andern sahen in dem

jungen Deutschen schon einen Günstling des Gewaltigen. Aber für Egbert hatte dies Lächeln etwas Abschreckendes; nur der Mund Napoleon's lächelte, unbeweglich ernst und düster blieben Stirn und Augen; die Stirn wie Marmor, die Augen zwei Blitze, die ruckweise über Menschen und Dinge hinfuhren.

„Ich hoffe, Sie nicht zum letzten Mal gesehen zu haben, mein Herr“, sagte er mit fast unmerklichem Kopfnicken und schritt weiter.

Josephine warf Egbert ihren freundlichsten Blick zu. Ueber jedes Vermuthen gewandt und glücklich hatte der Jüngling die gefährliche Prüfung bestanden und durch ein passendes und gemäßigtes Wort den Imperator in eine versöhnlichere Stimmung versetzt. Wohl der Demuth und Unterwürfigkeit, aber niemals der böshaften Zungen seiner Hofleute sicher, liebte Napoleon die offen ausgesprochene Bewunderung der Fremden vor ihm. Er versprach sich davon eine Rückwirkung auf die Meinung der Franzosen und glaubte trotz seiner grenzenlosen Menschenverachtung, daß in dem Lobe, das ihm Deutsche oder Engländer spendeten, mehr Wahrheit und weniger Heuchelei sei, als in den pomphaften Lobreden seiner Franzosen und Italiener.

So war Josephine auch heute von der günstigen Wirkung überzeugt, die Egbert's Aeußerungen auf Na-

poleon's Laune geübt. Jede Gefahr schien ihr dadurch beseitigt. Die Verlegenheit, in deren Bann sie sich bisher befunden, verließ sie. Heiter und anmuthig wußte sie auf seine Fragen Bescheid zu geben. Sie credenzte ihm selbst ein Glas Chambertin, den einzigen Wein, den er gern trank. Während er es leerte, nahm er die ausgeschnittenen Blumen von schwarzem Papier in die Hand, besichtigte sie und warf sie wieder auf den Mosaiktisch. Er sprach dabei halblaut mit der Kaiserin; daran, daß er den Kopf flüchtig nach Egbert zurückwendete, erkannten die Aufpasser und Späher, die jeden seiner Blicke und jedes seiner Worte erhaschten, daß die Rede noch von dem jungen Deutschen war.

Der Kaiser hatte das Glas niedergesetzt, die Schattenriffe gefielen ihm.

Wer wollte sagen, wohin sie seine stets geschäftige Phantasie entführten?

„Und wer ist dies?“

Er hatte die Silhouette eines weiblichen Kopfes ergriffen.

„Man sagt, der Ausschnitt sehe der Erzherzogin Marie Louise von Oesterreich sehr ähnlich, Sire. Eine meiner Damen hat Herrn Heimwald zu dieser Probe seiner Geschicklichkeit aufgefordert“, erwiderte arglos Josephine.

Im hohen Grade besaß Napoleon die königliche Gabe der Verstellung. Beständige Uebung unter den schwierigsten Verhältnissen hatte das angeborene Talent zur Vollendung ausgebildet. Es gefiel ihm, den Erstaunten und Unzufriedenen zu spielen, obgleich er in seinem Innern sich Glück wünschte, daß der Hof seiner Gemahlin sich mit solchen harmlosen Zerstreuungen die Langeweile vertrieb. Nach den Schilderungen, die ihm seine Vertrauten gemacht, sollten diese Gesellschaften ein Nest geheimer Umtriebe sein; man sollte hier den Unmuth Josephinens gegen ihn schüren und schon bei seinen Lebzeiten den Schicksalsumschlag, den sein Tod herbeiführen würde, in Erwägung ziehen.

Statt der Verschwörer, der Freunde Fouché's und Talleyrand's fand er die Künstler und Gelehrten, die er bevorzugte, einen Fremden, dessen Aufrichtigkeit und muntere Jugend auch nicht den Schatten eines Verdachts aufkommen ließen, Alle endlich mit Tändeleien beschäftigt, wie sie in seinem Sinne nicht kindischer und zweckloser gedacht werden konnten. Dennoch hielt er es für gerathen, einen Schlag, wenn auch nur in die leere Luft hineinzuthun, um die etwaigen Unzufriedenen, die Grollenden und die Murrenden erzittern zu lassen.

„Ist man an unserem Hofe so gut österreichisch?“

fragte er mit heftiger Stimme. „Bewahrt man die Bildnisse österreichischer Erzherzoginnen als Reliquien? Herr von Talleyrand schildert den spanischen Krieg eine Tollheit; hat er vielleicht auch schon über einen möglichen Krieg an der Donau seine Ansichten verbreitet? Beklagt er im voraus das Geschick der Habsburger, wie das der spanischen Bourbonen? Wer hat Ihnen gesagt, Madame, daß diese Silhouette ähnlich sei? Der Künstler selbst schwerlich, der ist zu bescheiden dazu.“

So ganz unerwartet, so außer jeder Voraussicht gelegen war dieser Ausbruch, daß Josephine die Fassung verlor. Der Kaiser hatte indessen unter den Damen eine ihm fremde Erscheinung bemerkt, in einem dunklen Sammtkleide, das auffallend von den hellen Gewändern der übrigen abstach. Noch mehr aber fesselte ihn die Schönheit dieser Gestalt, der Adel und der Ausdruck dieses Gesichts. Kaum entsann er sich, ein schöneres Weib gesehen zu haben. An sie richteten sich seine Worte, obwohl seine Augen sie nicht zu gewahren schienen.

Dem peinlichen Auftritt ein Ende zu machen, trat Antoinette ein wenig vor.

„Ich habe die Ehre, Sire, die Frau Erzherzogin persönlich zu kennen“, sagte sie.

Er überflog sie mit seinem zuckenden Blick.

„Ah, Madame, Vergebung! Ich wußte nicht, daß eine Dame des österreichischen Hofes gegenwärtig sei.“

„Zur Hälfte, Sire, bin ich eine Oesterreicherin, zur Hälfte Ihre Unterthanin, die zu Ihren Füßen —“

Egbert wollte das Herz vor Unwillen zerspringen, als er Antoinette bereit sah, die Kniee vor dem Kaiser zu beugen. Es war ihm eine Entweihung seines Ideals. Laut hätte er ausrufen mögen: Beuge dich nicht! Wie kann deine freie Seele sich so weit erniedrigen!

Aber der Kaiser selbst kam der Bewegung des jungen Mädchens zuvor und faßte ihre Hand.

„Nicht doch, Madame“, sagte er mit all der Milde, der seine Stimme fähig war, „kein solches Schauspiel! Haben Sie eine Bitte an mich? Sprechen Sie! Sie sind aus Deutschland zu uns gekommen?“

„Sire, das Leben, die Freiheit meines theuersten Verwandten hängt von Ihrer Gnade ab. Ich bin Antoinette von Gondreville, die unglückliche Schwester —“

„Des jungen Marquis François von Gondreville, der die Waffen in Spanien gegen uns geführt?“

„Er glaubte als ein österreichischer Offizier seiner Pflichten gegen Frankreich ledig zu sein.“

„Nichts kann einen Franzosen von der Pflicht der Treue gegen den Kaiser und Frankreich lossprechen“,

entregnete Napoleon streng. „Aber beruhigen Sie sich, Mademoiselle.“

Er hielt noch immer ihre Hand fest.

„Sie sind ein tapferes Mädchen. Ihr Bruder, wie mich der König von Spanien hat wissen lassen, hat sich heldenmüthig geschlagen. Ich liebe die Braven. Ihres Bruders Schicksal ist noch nicht entschieden. Wollten nur alle Franzosen, die noch im Auslande leben, Vertrauen zu mir fassen wie Sie. Ich heiße Sie im voraus willkommen in den Tuileries, Mademoiselle von Gondreville.“

Und indem er sich zu Josephinen kehrte, sagte er:

„Sie haben mir da eine angenehme Ueberraschung bereitet, Madame, ich danke Ihnen. Gleich bei meinem Eintritt in Paris kann ich zeigen, daß ich den Irrthum eines braven, falsch geleiteten Jünglings sehr wohl von den hinterlistigen Ränken gewisser Menschen zu unterscheiden verstehe, die ihr böses Gewissen und ihre greuelvolle Vergangenheit nicht ruhen lassen. Ich bin kein Tiberius, aber es soll sich auch Niemand erdreisteten, unter meiner Regierung den Sejanus spielen zu wollen. Derlei Verschwörungen, Madame, wie Sie eben hier eine eingefädelt, billige ich. Sie machen Ihrem Herzen Ehre. Ich empfehle dies gute schöne Mädchen Ihrem Schutze.“

Gerade schlug die Uhr die elfte Stunde.

Aus den Händen des Kammerherrn hatte er seinen Hut genommen. Sein Antlitz glänzte von dem Widerschein der Heiterkeit und der Zufriedenheit, sowohl über den Eindruck, den er gemacht, als auch über die Personen und die Lage der Dinge, die er in Malmaison gefunden. Niemals konnte sich der Emporkömmling in ihm ganz verbergen. Es gewährte seinem Stolz eine beinahe unbegreifliche Genugthuung, daß ein Mädchen aus einem altadeligen Hause in Gegenwart des Hofes ihn um Gnade für ihren Bruder angefleht. Die Anhänger der Bourbonen, die sich ihm unterwarfen, galten ihm mehr als die Revolutionsmänner, die mit ihm emporgestiegen waren. Entweder hielt er die letztern für neidisch und eifersüchtig auf seine größere Macht oder für unverbesserlich in ihren Umsturzgedanken. Die Rückkehr einer Familie von dem Rang und dem Namen der Gondreville an seinen Hof dünkte ihm so gut ein Triumph, wie der Sieg von Burgos über die Spanier.

Da, als er gehen wollte, bemerkte er Benjamin Bourdon.

„Sie auch hier, Bourdon?“

Er hatte die Krempe des Hutes fester gefaßt.

„Warum sind Sie nicht mit mir nach Spanien

gegangen? Sie hätten dort die Physiologie des Fanatismus studiren können.“

„Es gibt auch in Paris dergleichen Krankheiten, Sire.“

Der Arzt galt für einen der wenigen Menschen, die sich von dem Zorn des Kaisers nicht einschüchtern ließen.

„Jawohl, Ihre Freunde zum Beispiel, die Republikaner“, sagte Napoleon mit geringschätzigem Ton. „Narren und Ideologen, gerade wie Brutus und Cassius. Und noch dazu sind es nur Maulhelden und Wortdrehler. Kennen Sie einen gewissen Bonnelly?“

„Wenn Sie es mir erlauben, Sire“, entgegnete Bourdon ruhig, obwohl er blaß wurde, „ihn zu kennen, warum nicht? Jeder Beamte Ihrer Polizei weiß es ja, daß man in den Briefen einiger Narren Eure Majestät mit diesem Namen bezeichnet.“

„Sie finden es unwürdig und lächerlich, wie ich? Sie sind ein geschiedter und furchtloser Mensch, Bourdon, ich habe Sie bei Eylau gesehen. Es sollte mir leid thun, wenn Sie sich in solche Narrenstreiche verwickelten. Ihr Vater ist vor kurzem gestorben, Sie sind ein reicher Mann geworden und haben bedeutende Güter in Lothringen. Sind Sie unentbehrlich in Paris?“

Ueberlegen Sie es sich. Ich brauche den Arzt; Ihren Tacitus können Sie auf dem Lande lesen.“

Und ihm den Rücken zukehrend, nach beiden Seiten hin grüßend, sagte er:

„Guten Abend, meine Damen! Guten Abend, meine Herren!“

Einigen schien es, als hätten seine Blicke noch einmal Antoinette gesucht.

Solange man ihn und die Kaiserin mit dem Gefolge noch im Vorzimmer hörte, sprach Niemand ein Wort, kaum rührte sich einer aus seiner Stellung.

Nur wie ein leises tiefes Aufathmen nach vorübergegangenem Gewitter ging es durch den Saal.

„Muß er denn immer einem oder dem andern etwas Unangenehmes sagen, ehe er scheidet?“ fragte dann halblaut der Architekt Fontaine, der noch immer die Pille nicht verschluckt hatte, die ihm der Kaiser gegeben.

„Er würde sonst, umgekehrt wie Titus, den Tag für einen verlorenen halten“, erwiderte Bourdon.

Doch zogen sich Alle sichtlich von ihm zurück, wie von einem, den der Blitz getroffen. Egbert allein drückte ihm die Hand. Um so eifriger drängte sich die Gesellschaft um Antoinette. Man wünschte ihr Glück über ihre Geistesgegenwart. Nun sei ihr Bruder aus aller Noth, versicherten Andere. So gnädig wie zu

ihr sei der Kaiser selten gewesen. Die Herren baten, daß sie fortan ihre Zurückgezogenheit aufgeben möchte; die Damen beeiferten sich, ihr die Dienste der zärtlichsten Freundschaft anzubieten.

Mit schmerzlichen Empfindungen betrachtete sie Egbert aus der Entfernung. Nicht das kleinste, armeligste Wort fiel ihm ein, das er ihr in Betreff der Befreiung ihres Bruders hätte sagen können. Warum war sie so freudig erregt, so strahlend und schön? Antoinette stand da im Bewußtsein und Stolz ihres Sieges. Mit einem einzigen Blick, mit ihrer sanften Stimme hatte sie den Zorn des Imperators entwaffnet. Die Macht ihrer Schönheit hatte sich bewährt. Zum Vorbild für eine Statue der siegreichen Venus hätte sie ein Bildhauer nehmen können. Aber Egbert stimmte diese Freude des Mädchens traurig. Dunklen Gewalten sah er seine Göttin verfallen. Die Trunkenheit, die auf ihrem Gesichte schimmernd lag, offenbarte ihm die ehrgeizigen Triebe, die in Antoinettens Seele sich stärker als jemals erhoben.

Hatte der Dämon des gewaltigen Mannes auch das Dämonische in ihr entfesselt?

Darüber war die Kaiserin zurückgekehrt. In der tiefen Stille vernahm man das Fortrollen des kaiserlichen Wagens. Um Josephinens Lippen spielte ein

heiteres Lachen. Sie ging zuerst auf Bourdon zu und gab ihm die Hand.

„Sie bleiben, es war nicht so schlimm gemeint.“
Und heimlich setzte sie hinzu:

„Ich hab' eine Aeußerung über Fouché gethan. Wie seine Augen flammten! Der wird's nun auszubaden haben.“

Während sie Antoinette umarmte und ausrief: „Sie hatten die Ehre des Abends, mein schönes Kind!“ plauderten die Herren leise mit einander.

„Der Sturz Talleyrand's ist gewiß und ebenso gewiß ein Krieg mit Oesterreich“, hieß es. „Diesem Manne ist nur wohl, wenn er zu Pferde sitzt.“

„Was kümmerte es uns“, erwiderte ein Anderer, „wäre nur Frankreich nicht das Pferd, das er reitet.“

Die Diener reichten Erfrischungen umher; die unerwartete Ankunft des Kaisers hatte den Dienst in Verwirrung gebracht. Einige Gäste fingen an, sich zum Aufbruch zu rüsten. Es war doch immerhin eine gute Stunde Fahrt von Malmaison bis an die Thore von Paris. Man glaubte, daß die Kaiserin sich bald zurückziehen würde.

„Ja“, sagte sie, „die Damen und Herren sind um die Wahrsagungen der Frau Lenormand gekommen. Sie selbst ist glücklich aus dem Schloß —“

Sie suchte nach einem Wort.

„Entwischt, wenn Eure Majestät nichts dagegen haben“, vollendete eine muntere Hofdame den Satz.

„Entwischt, ist gut! Wo sind denn die Karten geblieben?“

„Hier, Eure Majestät!“

Bourdon legte sie auf den Tisch.

„Wie schlecht aber die Geister, die darin stecken sollen, unterrichtet sind, haben Eure Majestät heute erfahren. Von Gefahren zu Land und Wasser wußten sie zu erzählen, von ihm jedoch —“

„Ach, er hat nichts gemerkt!“

Josephine wollte sich vor Lachen ausschütten.

„Talma, haben wir gut Komödie gespielt?“

Drittes Kapitel.

Napoleon's Ankunft hatte die Stadt mit Erstaunen und Bestürzung erfüllt. Während man ihn noch tief in Spanien wähnte, saß er schon in den Tuileries, über neuen Kriegsplänen und Eroberungen brütend.

Die Politiker tadelten ihn hart, daß er die eine und wichtigste Angelegenheit des Tages, die Unterwerfung Spaniens, die vollständige Zerstreung der spanischen Volksheere, nicht vollendet, sondern in der Mitte abgebrochen habe.

„So ist alles Blut vergebens geflossen“, murrtten sie; „die Banden werden sich in der Mancha und in Andalusien wieder sammeln und der Kampf wird von neuem beginnen. Diesmal mit geringerer Siegesaussicht für Frankreich als vordem.“

Schwerer aber als diese Bedenken lastete auf Allen die Gewißheit eines dritten Kriegs mit den Deutschen. Nur durch die Gefahr ließ sich die Eile des Kaisers, den Schauplatz seiner Siege zu verlassen und nach Paris zurückzukehren, erklären.

„Hat er nicht genug an Ulm und Austerlitz, an Jena und Eylau?“ fragte man.

Die Armen fürchteten die Aushebung, die Reichen den Niedergang ihres Vermögens. So wenig Wurzeln hatte das Kaiserreich in dem Boden Frankreichs geschlagen, daß jeder Krieg es in Frage zu stellen schien. Egbert gewahrte, daß die Franzosen trotz ihrer Eitelkeit und Ruhmsucht nur ein sehr geringes Vertrauen in die Zukunft setzten. Ueber seine Träume von der endlichen Einkehr des Friedens, von einer Weltmonarchie, die Menschenalter hindurch unter ihrem majestätischen Schutz Handel und Gewerbe, Künste und Wissenschaften aufblühen ließe, lachten sie.

„Das Kaiserreich wird eines Tages zusammenstürzen und vom Erdboden verschwunden sein“, entgegneten sie, „wie die Paläste der Feen in den Zauberpöffen. Entsinnen Sie sich nicht aus den Märchen, daß jeder Liebling des Glückes einmal das Zauberwort vergißt, einmal den Zauberstab verliert, an die seine Herrlichkeit geknüpft ist? Nicht anders wird das Schick-

sal dieses Mannes sein. Eines Morgens wird er so schwach und arm erwachen wie wir alle.“

Vielen schien dieser verhängnißvolle Morgen schon heraufzudämmern. Hinter den Sorgen für das Wohl des Kaisers und Frankreichs versteckte sich die allgemeine Unlust, sich wieder in ein neues Abenteuer zu stürzen. Von den Marschällen und Würdenträgern, die endlich in Ruhe das Erworbene genießen wollten, verbreitete sich diese Stimmung bis in die untersten Volksschichten. Aber sie war nicht mächtig genug, die Befehle des Imperators auch nur eine Stunde aufzuhalten. Im geheimen mochten sie ihn verwünschen, öffentlich fügte sich Alles.

Mit schneller Pünktlichkeit vollzogen sich die Truppenaufstellungen. Rastlos ward in allen Arsenalen gearbeitet. Ein furchtbarer Ausbruch des kaiserlichen Zornes gegen den Fürsten Talleyrand hatte den Widerstrebenden am Hofe das tiefste Stillschweigen aufgeköthigt. Nach der Entlassung Talleyrand's aus seiner Stellung als Großkämmerer erwartete auch Fouché aus dem Polizeiministerium gejagt zu werden. Nur erschütterte diese Aussicht den sturmerprobten und vielgewandten Schreckensmann nicht.

„Dieser Mensch glaubt ohne uns regieren zu können“, äußerte er sich zu einem Vertrauten über Napo-

leon; „ein, zwei Jahre lang mag das noch so hingehen, dann ist er unten und wir sind oben. Die Revolution hat Danton und Robespierre verschlungen; es lohnte nicht der Mühe, sie gemacht zu haben, wenn sie nicht auch ihn verschlänge.“

In der unmittelbaren Nähe des Kaisers bemerkten seine bisherigen Günstlinge mit Verdruss einen Fremden von einschmeichelndem Wesen in allen äußerlichen Dingen und von großer Verschlossenheit und List in jeder wichtigeren Angelegenheit. Er nannte sich Ritter Vittorio Zambelli. Einige erinnerten sich seiner vom Hofe Eugen's, des Vizekönigs von Italien, her und suchten die frühere Bekanntschaft eifrigst zu erneuern. Sogleich nach seiner Ankunft in den Tuileries hatte ihn der Kaiser zu sich bescheiden lassen. Fast jeden Tag arbeitete er mit ihm zusammen. Da der Ritter aus Oesterreich kam, konnte über den Gegenstand dieser Verhandlungen und Besprechungen kein Zweifel sein.

Im rothen Zimmer der Kugel bei St.-Peter in Wien hatte sich Vittorio's Schicksal entschieden. Längst war es seine Absicht gewesen, im Dienste Napoleon's eine hervorragende Stellung zu erringen. Manche Proben hatte er schon abgelegt von seiner Treue, Kühnheit und Verschlagenheit, aber der Gewalthaber hatte es noch immer für gut befunden, ihn mit Geld zu be-

lohnem. Er schien ihn für einen geschickten und vor keiner That zurückweichenden Spion und Abenteurer zu halten, einen Mann, den ein Imperator gebraucht, den er mit Gold bis zum Erstickten überhäuft, dessen Nähe und Berührung er jedoch meidet.

Der Ritter fühlte diese Kälte, und Lepic's erste Andeutung, daß eine Aenderung in Napoleon's Ansichten über Vittorio eingetreten sei, war für denselben der Glockenschlag eines neuen Lebens. Nur seine Leidenschaft für Antoinette hatte seinen ehrgeizigen Wünschen und verrätherischen Plänen noch ein geringes Hemmniß geboten. Allein die Wage war zu Napoleon's Gunsten gesunken, als Vittorio zu erkennen glaubte, daß Antoinette ihn niemals lieben würde.

„Niemals“, sagte er sich, „das heißt, bis ich als Marschall, als Herzog vor sie hintrete. Sie ist noch ehrgeiziger als ich. Vorwärts also, zum Kaiser, nur an seiner Seite erreiche ich das Ziel meines Strebens.“

Diesen Entschluß reifte die Depesche, die ihm Arnhart auslieferte, zur That. Jetzt hatte er ein Pfand bei sich, das der Kaiser nicht verschmähen würde.

Der unglückselige Geheimsecretär hatte in dem zufälligen Besuch Vittorio's halb eine Versuchung des Teufels, halb eine Rettung aus verzweiflungsvoller Lage gesehen. Ueber und über in Schulden hatten ihn

das Spiel und mißglückte Unternehmungen gestürzt. Rings um sich her gewahrte er nur Eigensucht und Verschwendung. Jeder beutete das Allgemeine zu seinen besondern Zwecken aus und bereicherte sich mit mehr oder weniger Anstand von dem Gute des Staates. Er war so lange ehrlich gewesen, daß er zum Gespött seiner Mitbeamten geworden. Immer hatte er gehofft, sich durch eine Wendung des Glückes wieder emporzuraffen. Vergeblich, es schlug ihm Alles fehl. In diesem Glend erschien der Ritter vor ihm wie der gekrönte Verrath. Obgleich ihn Alle einen Spion schalteten, lebte er in der vornehmsten Gesellschaft, in Glanz, Ehren und Reichthum. Dies Beispiel war für den bedrängten Armhart zu verführerisch. Im Spielzimmer, als sich wieder die Karten gegen ihn wendeten, verkaufte er Vittorio das wichtige Papier.

Beizeiten zog der schlaue Italiener sich mit einem solchen Schatze aus dem Gemach zurück. Noch in derselben Nacht verließ er spornstreichs Wien. Zu dem Vorsprung, den er hatte, gefellte sich seine List, die Verfolger zu täuschen; er entkam der österreichischen Langsamkeit.

In den Gebieten der Rheinbundsfürsten war er in Sicherheit. Mit einem Pässe und einer Empfehlung Andréossy's ausgerüstet, überschritt er ungehindert die

französische Grenze. Erst in Paris bereitete Fouché seiner Weiterreise ernstliche Schwierigkeiten. Der Polizeiminister vermuthete, daß der Ritter die wichtigsten Nachrichten bei sich trüge, und wollte ihm nicht das Verdienst gönnen, ihr Ueberbringer an den Kaiser zu sein.

Er gedachte Vittorio abzufinden oder gewaltsam festzuhalten, um inzwischen den Hauptlohn für sich einzustreichen. Aber in Vittorio sollte er bald seinen Meister erkennen. Der Ritter gewann das Vertrauen des Polizeipräfecten von Paris, Dubois, der ein geschworener Feind Fouché's war. Nicht zufrieden damit, Vittorio die Mittel zu verschaffen, um zu dem Kaiser nach Spanien zu gehen, gab er ihm auch die genauesten Mittheilungen über die Berräthereien des Polizeiministers, seine Verabredungen mit Talleyrand, seinen unterirdischen Verkehr mit den bourbonischen Prinzen mit auf den Weg. Als Fouché nach einigem Schwanken sich entschlossen hatte, Vittorio in Haft zu nehmen, war dieser schon über Bordeaux hinaus.

Am zweiten Januar 1809, auf der königlichen Heerstraße, die von Valladolid in Castilien durch das Königreich Galicien nach Coruña führt, unweit von Astorga, erreichte der verwegene Abenteurer den Kaiser an der Spitze seiner Soldaten, der in der Verfolgung der Engländer begriffen war.

Ein entscheidendes Zusammentreffen! Unter fürchterlichem Schneegestöber, in Eis und Wind. Der Kaiser, in dem kostbaren Pelzrock, den ihm der Czar Alexander zum Geschenk gemacht, hielt sein Pferd an, als Zambelli im flatternden Mantel, seine Papiere hochhaltend, daherjagte.

„Depeschen aus Frankreich.“

„Sie zittern ja vor Kälte“, sagte der Kaiser.

Tag und Nacht war Zambelli geritten, um von dem Staatskurier, den die Minister in Paris allwöchentlich an den Kaiser sendeten, nicht überholt zu werden.

„Nein, vor Freude, Sie zu sehen, Sire“, erwiderte er, vom Pferde springend. „Es ist der größte Augenblick meines Lebens.“

Gleich die erste Depesche des Polizeipräsidenten, die Napoleon öffnete, erschien ihm so wichtig, daß er seitwärts von der Straße ein Bivouacfeuer anzünden ließ. Riesige Eichen boten hier, in einer Gruppe zusammenstehend, ein Obdach gegen Wind und Schnee. Er lud den Ritter ein, mit ihm an dies Feuer zu treten. Wohl eine Stunde sprach er mit ihm.

Vittorio erzählte seine Flucht aus Oesterreich, daß er mit Lebensgefahr — er hatte Muße genug gehabt, diese Fabel zu erfinden — in den Besitz wichtiger Acten-

stücke sich gesetzt habe; er überreichte dem Kaiser die Depesche, in der Graf Stadion die verhängnißvollen Worte geäußert: „Am ersten März 1809 sind die Rüstungen Oesterreichs vollendet und ohne Verzug werden wir den Krieg beginnen.“ Noch mehr, Vittorio konnte Napoleon die Einzelheiten dieser Rüstung schildern, die Zahl der Regimenter, die Art ihrer Bewaffnung, wie weit die Einübung der Landwehren vorgeschritten sei, welche Hülfe, welchen Rückhalt sie der Feldarmee gewähren würden. Er bereitete den Kaiser auf aufständische Bewegungen in Deutschland vor und zeigte sich in allen Dingen als ein scharfsinniger Beobachter und ein treu ergebener Anhänger.

Tief nachdenklich stieg der Kaiser wieder zu Pferde und setzte seinen Weg nach Astorga fort. Auf diesem Ritt faßte er eine folgenschwere Entscheidung. So dringend schien die Gefahr, die von Deutschland her drohte, seine Gegenwart in Paris zu fordern, damit er selbst Maßregeln zu ihrer Beseitigung trafe, daß er die Verfolgung der Engländer aufgab und nach zwei Tagen Ruhe in Astorga wieder nach Valladolid zurückkehrte.

Vittorio war in seinem Gefolge.

Dies Schwanken des Kaisers rettete das englische Heer. Den französischen Generalen hielt der englische Feldherr John Moore Stand und brachte, selbst auf

den Tod verwundet, seine Soldaten und sein Material in Sicherheit auf die Schiffe, die ihn auf der Rhede von Coruña erwarteten. Vor dem Kaiser, dies war die allgemeine Ueberzeugung in Paris, würden die Engländer die Waffen gestreckt haben. Damit würde das einzige Heer, das in Spanien den Franzosen noch Widerstand leisten konnte, vernichtet worden sein. Aber zu allen Zeiten hat es Schwätzer gegeben, welche die Handlungen der unvergleichlichsten Kriegsmänner ihrer Beurtheilung unterwerfen und unerschöpflich in den Behauptungen sind, um wie viel klüger sie gehandelt hätten, um wie viel geschickter sie den Schwierigkeiten begegnet wären.

Seit jener Unterredung auf der Straße des Königs, unter den Eichen von Astorga, war Vittorio fort und fort in der Gunst Napoleon's gestiegen. Jetzt belohnten sich ihm reichlich die Demüthigungen, die er in den Gesellschaften des österreichischen Adels erduldet. So hatte er sich eine Kenntniß der Menschen, ihrer Verhältnisse und Charaktere verschafft, die ihn für Napoleon im Falle eines neuen Kriegs zu einem ebenso werthvollen wie unentbehrlichen Werkzeug machte. Mit seiner überlegenen Durchdringung der selbstfüchtigen Triebe und Leidenschaften der Andern erkannte Napoleon in dem Ritter eine Natur, die der seinen wahlverwandt, aber ihr untergeordnet war.

In den Legenden des Mittelalters herrscht so Lucifer als der Herr der Hölle über Satan und die andern Teufel.

In den Kreisen des Hofes und der Stadt erhob Vittorio indessen nicht nur die Gunst des Herrn, sondern auch seine Persönlichkeit und das Geheimniß, das sie umschwebte.

„Wie vom Himmel war er unter uns gefallen“, erzählten die Adjutanten und Hofleute, die den Kaiser auf dem spanischen Zuge begleitet hatten; „Niemand von uns kannte ihn oder hatte jemals seinen Namen gehört. In kürzester Frist gewann er die Neigung des argwöhnischen Herrschers. Das streift an das Wunder.“

„Er besitzt einen magnetischen Zauber“, versicherten die Frauen, die sein Blick bannte.

Auch in der kleinen Gesellschaft guter Freunde, die heute Benjamin Bourdon in seinem Zimmer versammelt hatte, war des Ritters mehrfach gedacht worden.

Benjamin hatte Egbert verständigt, seine Bekanntschaft mit Vittorio nicht zu verrathen, damit die Andern sich desto freier und harmloser aussprächen. Ueberdies hatten beide ihn seit jenem Sonntag, wo er — ein Gespenst am hellen Mittage — vor ihnen aufge-

taucht und wieder entschwunden war, nicht mehr gesehen.

Alle schrieben dem Abenteuerer ungewöhnliche Gaben zu und verkündigten ihm eine glänzende Zukunft.

Der Kaiser bevorzuge solche Menschen, die sich rückhaltslos ihm hingäben, die Schiffe hinter sich anzündeten und Heil und Hoffnung auf ihn allein setzten. Dabei zeige der Ritter eine große Klugheit, er spiele weder den Günstling noch den Allwiffer, sei weder ein Verschwender und Wüstling, noch ein Geiziger und Duckmäuser; gerade in der rechten Mitte halte er sich, in seinem Betragen und seinen Reden, wie im Genuß des Daseins.

„Und doch ist er von wilden Leidenschaften verzehrt“, sagte einer der Gäste, dem, nach dem Ausdruck seines von Pockennarben zerfressenen Gesichts und nach seinen früh gebleichten Haaren zu schließen, die Leidenschaften nur zu bekannt und vertraut waren, „er hat seine Hand in irgend einer schweren That gehabt.“

Egbert wagte von seinem Teller nicht aufzuschauen, aber Bourdon sagte:

„Heraus mit der Sprache, Desronais!“

„Ich weiß nichts. Nur rief Fouché neulich in seinem Zorn aus: „Und ich könnte diesen Schurken mit einem Wort auf die Galeeren bringen!““

„Wohin er viele ehrliche Männer gebracht hat“, entgegnete Bourdon kühl. „Schwörst Du auf Fouché?“

Desronais und Benjamin waren Schulfreunde. Der erstere, um fünf Jahre älter, war durch alle Wandlungen der Zeit wie durch ebenso viele Maskenanzüge geschlüpft, hatte die Bastille als Pariser Straßenjunge und die Tuilerien als Jüngling mit erstürmen helfen und trug jetzt den Rock des Kaisers als Commissar der Criminalpolizei. Bei der Gefangennahme Cadoudal's hatte er sich ausgezeichnet. Unverbrüchlich treu war er dem Freunde und, wollte man Bourdon Glauben schenken, auch seinen republikanischen Grundsätzen geblieben.

Gegen Cadoudal hatte er eine Art Blutrache ausgeführt; in dem Vendéekriege war sein Bruder gefangen und erschossen worden, das Gerücht jagte, von Cadoudal's Leuten. Den Kaiser liebte Desronais nicht, wie denn Egbert bald herausgeföhlt hatte, daß die Mehrzahl der Gesellschaft aus eifrigen und verbitterten Republikanern bestand.

Es war ein einfaches Mahl, das Benjamin seinen Freunden bereitet. Muntere geistvolle Gespräche würzten es. Trefflicher Burgunderwein erhöhte die Fröhlichkeit. Je zuweilen fehlte, gleichsam im Hinblick auf die Me-

dusenmaske, die geisterbleich aus dem Halbdunkel auf sie herniederjah, auch ein tief sinniges Wort nicht.

Hier konnte Egbert so recht den Unterschied deutschen und französischen Wesens erwägen. Daheim würde das Gespräch gleichgestimmter Freunde, wenn es sich aus dem Kreise des Engen und Persönlichen zum Allgemeinen erhob, mit Vorliebe um poetische oder philosophische Ideale sich bewegt haben, in dieser Gesellschaft hatte nur die Politik einen Werth. Als heranwachsende Jünglinge hatten diese Männer die Revolution durchschritten; an ihre Ereignisse knüpften sich ihre lebendigsten Erinnerungen. Welch heitere Jugend in idyllischer Abgeschlossenheit auch einzelne genossen haben mochten, vor jenen gewaltigen Erschütterungen waren die lieblichen Bilder erblaßt. Wie deutsche Männer, auf ihre Jünglingstage zurückkommend, von ihren Studien, ihren Lehrern sprechen, so redeten die Franzosen von Mirabeau und den Girondisten, von den Sitzungen des Convents, von Volksversammlungen und Straßenaufständen. Das Leben im Staat schien jede andere Thätigkeit in ihnen aufgesogen zu haben. Nur auf ihn richteten sich ihr Ehrgeiz, ihr Wunsch und ihre Hoffnung. Ihr Amt, ihre Beschäftigung hatten keinen höhern Zweck, als ihnen die Nothdurft des Daseins zu verschaffen oder über seine unausbleib-

liche Langeweile hinwegzuhelfen. Was Höheres und Edleres in ihnen waltete, drängte sich diesem einen Ziele zu. In der politischen Sphäre lagen für sie alle Ruhm und Glück beschlossen, für den einzelnen wie für das Vaterland.

Auf die Einwendung Egbert's, daß er doch die gebildete Gesellschaft der Hauptstadt vielfach mit den wichtigsten Dingen beschäftigt, von Thorheiten hingerissen und darin verloren gefunden habe, antwortete man ihm:

„Sie täuscht die Oberfläche. Um den Verdacht und den Zorn des Tyrannen nicht zu erwecken, stellt man sich, als vermeide man die Politik wie den Aus-
satz. Aber lassen Sie ihn ein großes Unglück erleiden, eine beispiellose Niederlage —“

„Wer soll ihn besiegen?“ erwiderte Egbert. „Die rnhmreichsten Heere hat er niedergeworfen. Aus dem Boden stampft man doch keine neuen.“

„Doch, wir thaten's!“ rief Benjamin. „In der Revolution! Als alle Könige Europas sich gegen uns verschworen und den heiligen Boden Frankreichs mit ihren Söldnern überschwemmt hatten, mit barbarischen Horden, die Brand und Mord durch unsere friedlichen Gefilde trugen.“

„Im Auslande“, setzte ein Anderer hinzu, „über-
sieht man die eigentliche Stärke dieses Mannes. Ihm

schreibt man alle seine Siege zu, auf ihn häuft man die Lorbeerkränze. Und was ist im Grunde seine Kraft? Die Revolution, die Republik. Sie haben ihm die Heere gegeben, vor denen jetzt die Welt erzittert. Nicht weil seine Adler über ihnen fliegen, sondern weil ihnen die Gedanken der Freiheit und Gleichheit voranziehen. Das ist der Stab, den er nur zu schwingen braucht, um hoch und herrlich dazustehen. Aber wie lange kann solch Gaukelspiel dauern? Wie ein Thor vergeudet er die Männer und Schätze Frankreichs. Europa bewundert ihn als einen Heros. Er ist nichts als ein listiger, glücklicher Dieb. Jeder von uns würde dasselbe leisten, wenn er die Mittel, die ihm ein großes Volk in einem Augenblick des Irrthums und der Verwirrung anvertraut hat, mit derselben Rücksichtslosigkeit gebrauchte.“

Gegen diese Männer war nicht anzukommen. Sie konnten und wollten dem Kaiser seine Gewaltthat am neunzehnten Brumaire, den Umsturz der Republik nicht verzeihen.

„Und glauben Sie uns nur“, meinte Desronais, „der Tag ist nicht fern, wo das ganze Frankreich ihm seinen Groll ins Angesicht schleudern wird. Wir sind die erste unter allen Nationen, das Volk der Revolution. Eine Weile bändigt man uns wohl, nicht auf immer. Es gibt keinen Löwenbändiger, der nicht zu-

legt von seinen Löwen zerfleischt worden wäre. In Frankreich wird es keinen König und keinen Kaiser geben, der ruhig auf dem Thron endete. Die Verbannung oder der Tod auf dem Schaffot wird ihr Loos sein.“

„Und Sie sind ein Diener des Gesetzes!“ sagte Egbert verwundert.

„Und halt' es aufrecht, bis eine Revolution ein besseres schafft. Ueber allen Gesetzen steht das Recht des Volkes. Die Revolution ist heilig.“

„Das Hergebrachte, das Gewordene nicht? Die Vergangenheit hätte gar kein Recht gegen die Zukunft?“

In Egbert empörte sich das innerste Gemüth gegen die Verherrlichung des Aufstandes, der Rohheit und Neuerungssucht der Menge.

„Sie sind ein Deutscher und folglich ein Aristokrat“, lachte Benjamin. „Sie verstehen uns nicht.“

„Die Wenigsten unter meinen Landsleuten würden sich diesen Grundsätzen anschließen.“

„Unsere Siege suchen sie bei Ihnen einzubürgern“, bemerkte man mit einem gewissen Hochmuth. „Wir hoffen noch, daß alle Deutsche einst französische Bürger sein werden.“

„Lassen Sie uns lieber unsere Eigenart und behalten Sie die Ihrige. Wir lieben unsere Einrichtun-

gen und Verfassungen; was veraltet und wurmförmig darin ist, suchen wir ohne Uebereile mit bessernder Hand zu beseitigen, zu ändern. Vielleicht ist es der größte Fehler Ihres Kaisers gegen uns gewesen, daß er diese unsere Besonderheit nicht geschont und die Mannichfaltigkeit, in der wir uns gefielen, zu einer regelmäßigen, eintönigen Gleichförmigkeit umgewandelt hat.“

„Nicht doch! Die Vernichtung des deutschen Reichs, dieser mittelalterlichen Ruine, ist seine größte That. Daran erkennt man den Sohn der Revolution!“

„Aber uns waren Kaiser und Reich das herrlichste Zeugniß unserer Einheit und Zusammengehörigkeit und werden es immer bleiben.“

„Trödel und Plunder! Aus der Garderobe eines Maskenverleihers!“

„Uns war dieser Trödel werth“, sagte Egbert verlegt. „Er mahnte uns an eine glorreiche Geschichte. Wenn Sie die Freiheit so sehr lieben und vertheidigen so sollten Sie doch auch uns das Recht lassen, uns nach unserem Gefallen innerhalb unserer Grenzen einzurichten.“

„In einer allumfassenden Republik werden wir alle glücklich sein“, erwiderte man ihm. „Weltverbrüderung —“

„Aber wenn wir nun keine Republik wünschen?“

„Monarchien können wir an unsern Grenzen nicht dulden, wir werden Euch zur Freiheit zwingen. Uebrigens sind wir die Mächtigen und unbeflegbar.“

„Das käme doch noch auf die Probe an! Ihr Herren habt gesiegt, weil ein Napoleon an Eurer Spitze steht. Wer weiß, wenn er Euch fehlte. Darum ist eben Euer Schmähen gegen ihn so ungerecht.“

„Sie lieben den Unterdrücker Ihres Vaterlandes? Sie zuerst müßten seinen Untergang wünschen!“

„Ich liebe ihn nicht, ich bewundere ihn und finde es nur feltjam, daß Franzosen ihn hassen, deren Reich er bis zur Elbe ausgedehnt hat. Was Sie als Ihre Hoffnung aussprechen, die Unterwerfung Deutschlands, er erfüllt es. Können Sie darüber erstaunen, daß wir zwischen einer französischen Republik und dem französischen Kaiserreich fortan keinen Unterschied machen? Gegen beide sträubt sich unsere Gesinnung, unser Wesen. Bis aufs Aeußerste darf man es nicht reizen. Wir sind, mit Ihnen verglichen, ein geduldiges Volk, aber an jedem Bogen springt die zu scharf gespannte Sehne. Das sollte der Kaiser bedenken. Eins indessen ist noch gewisser: eher werden wir wie unsere Altvordern, die Sachsen, einem Karl dem Großen gehorchen, als einem republikanischem Convent, der in Paris tagt.“

„Es sind Spartaner, die einen König brauchen“, beruhigte Benjamin das Gespräch, das in einen Sturm auszuarten drohte.

„Jedem Menschen und jedem Volke sein Denken und Fühlen bewahren, Keines Recht kränken und das Gesetz ehren, das ist die Freiheit, die ich meine“, sagte Egbert. „Auf diesem Boden würden die Deutschen und Franzosen, statt sich zu bekämpfen, Brüder sein können.“

„Frieden, Frieden!“ klangen die Gläser zusammen.

„Es sind ja nur die Könige, welche Krieg führen“, schloß Benjamin. „Die Völker würden sich immer leicht verständigen, wie wir.“

Ungläubig schüttelte Egbert den Kopf, laut mochte er nicht widersprechen. Waren es nicht die kriegerischen Triebe, der Drang der Franzosen nach Eroberung, aus denen Napoleon die Möglichkeit schöpfte, sich aus einem Krieg in den andern zu stürzen? Gaben sie seiner eigenen Unerfättlichkeit nicht immer neue Nahrung? Egbert stand hier vor dem merkwürdigen Problem eines Volkes, das im Namen der Freiheit eine ungeheure Umwälzung begonnen hatte und seit einem Jahrzehnt Alles that, einem Despoten den Erdtheil zu erobern. Wie mit Blindheit geschlagen taumelte es, in der einen Hand die Fackel, in der andern das Schwert,

von Land zu Land und merkte nicht, daß es mit jeder Ausdehnung seiner Grenzen nur um so tiefer in die Knechtschaft versank. Unfähig und unlustig, die erhabenen Grundsätze der Freiheit, die es doch zuerst gepredigt, im eigenen Staatswesen durchzuführen, schien es vom Schicksal nur noch zum Zerstören fremden Glückes und fremder Unabhängigkeit bestimmt. Nicht zum Segen, zum Fluch der Andern war es emporgestiegen; wie Schuppen fiel es von Egbert's Augen.

Die Andern redeten inzwischen über die Wechselfälle des bevorstehenden Krieges gegen Oesterreich. Nicht das Elend, das er über so viele Tausende bringen mußte, sie erwogen nur den Rückschlag, den der Sieg oder die Niederlage des Kaisers auf die innern Verhältnisse Frankreichs ausüben würde.

Darüber kamen alle überein, daß ihr Land einer gefährlichen Probe entgegengehe.

Ein wenig mäßigte die Gegenwart eines Fremden die allzu kecke und unvorsichtige Sprache. Daraus jedoch machte Niemand ein Hehl, daß der Tod des Kaisers von ihnen als eine Erlösung betrachtet würde.

„Auch ihn kann eine Kugel treffen, auch er ist sterblich“, hieß es.

„Hin und her fliegen die Kugeln auf einem Schlachtfeld, von Freundes und von Feindes Seite“, setzte

einer cynisch hinzu. „Wer will sagen, aus welchen Reihen die Alles entscheidende kommt?“

Mit steigender Verwunderung hörte Egbert, daß die republikanischen Ansichten eine starke Vertretung im Heere hätten.

Nach Kräften habe der Usurpator die Republikaner zwar von den höchsten Stellen entfernt gehalten, sagte man, aber viele Oberste und Hauptleute wurden Egbert genannt — darunter auch jener Armand Lohsel, unfreundlichen Andenkens für ihn — auf welche diese verwegenen Träumer bei einem großen Unfall rechnen zu können glaubten.

„Siegt nur“, sagte Benjamin und klopfte Egbert auf die Schulter; „so schwer es einem Franzosen auch wird, eine Niederlage zu ertragen, sie ist uns nothwendig. Dahin hat uns dieser Mann gebracht, dem Vaterlande Verderben zu wünschen. O Schmach und Schande über uns, daß wir seine Herrschaft erdulden!“

„Siegt nur“, bekräftigte ein Anderer, „für das Uebrige laßt uns sorgen.“

„In Sachen der Freiheit sind alle Völker zu einem einzigen verbunden. Er hat Euch von Euren kleinen Despoten befreit, befreit jetzt uns und Euch von ihm.“

„Aber, wenn mir der Herr meine Freimüthigkeit

nicht übel deuten will“, sagte Desronais mit Betonung, „sie werden nicht siegen. Diesen Mann wird kein Fürst niederwerfen, nur die eigene Mutter, die ihn geboren, die Revolution. Nicht unsere, sondern die deutsche Revolution. Wenn jenseit des Rheins der Haß wider seine Tyrannei die Bewunderung vor seinem Genius weggespült hat, wenn dort durch Wald und Feld ein Schrei geht: Rache! Rache!“

„Ja, Rache, Rache für ungesühnten Mord!“ brach Benjamin in ungewohnter Heftigkeit aus und sprang auf.

„Rache für die hingewürgte Freiheit! Rache für die Märtyrer, die er in Cayenne sterben ließ!“ schallte es dumpf von den Lippen der Andern.

Schweigend leerte Jeder sein Glas.

„O hätten Sie unser Frankreich im Glanz seiner jungen Freiheit gesehen, die Republik aus den Trümmern einer alten Welt sich schön und stark erhebend!“ schwärmte einer zu Egbert gewendet.

„Uns allen hat er die Freiheit, mir hat er den Vater gemordet“, sagte düster Benjamin, noch immer aufrecht stehend, mit übereinander geschlagenen Armen.

Theilnahmevoll betrachtete ihn Egbert. Er hatte ihn nie so bewegt gesehen. Absichtlich hatte er sonst die Unterhaltung, wenn sie den Tod seines Vaters

berührte, in eine andere Richtung gelenkt, oft gewaltsam, wie einer, der um keinen Preis an eine unglückliche Erinnerung gemahnt sein will. Heute mochte ein Besonderes ihn ergreifen und seine hartgestählte Seele weicher stimmen.

„Merkwürdig bleibt es unter allen Umständen, daß die Polizei auch nicht die geringste Spur des Verbrechers entdeckte“, meinte nachdenklich Desronais, dessen criminalistischen Spürsinn der geheimnißvolle Vorfall schon vorlängst beschäftigt hatte. „Auf offenem Felde ein Raubmord! Das gibt mir keine hohe Meinung von der österreichischen Polizei. Noch dazu, wenn nicht Landeskinder, wenn Ausländer, die sich doch leicht verrathen mußten, das Verbrechen ausgeführt! Wäre ich zur Stelle gewesen — aber Sie, Herr Heimwald, der Sie der Erste am Ort des Unglücks waren, wie mir Bourdon erzählt hat, haben Sie denn gar nichts —“

Egbert machte eine ablehnende Bewegung. Sollte er den Schmerz des Sohnes durch eine abermalige traurige Erörterung unnöthigerweise verdoppeln?

„Er weiß nichts, Desronais“, sagte Benjamin, nachdem er mit großen Schritten das Gemach durchmessen und wieder an seinen Platz zurückgekehrt war. „Ihm lag der Verwundete am Herzen, nicht der Mörder. Wie ist Pichegru im Temple gestorben? Ja, wenn

der aufgeschlagene Seneca reden könnte, den man auf dem Tisch des Ermürgten fand! Wie mein Vater? Ja, wenn Steine sprechen könnten!“

„Steine? Was für Steine? Davon höre ich heute zum ersten Male.“

Desronais glich einem Jagdhund, der die Fährte des Wildes erkundet.

„Ich habe von einem jungen halbgestörten Bauernmädchen aus einem Dorfe jener Gegend wenige Tage nach der Unthat einen mit einem goldenen Rande eingefassten Opal erhalten“, erwiderte Egbert nicht ohne Widerstreben. „In den Stein ist ein Jupitersadler eingeschnitten. Das Ganze hat offenbar einem Stock oder einer Reitpeitsche zum Knopf gedient. Und wie nun in dieser seltsamen Geschichte ein Reiter eine wichtige, noch nicht aufgeklärte Rolle spielt, so ergibt sich meine Vermuthung beinahe von selbst, daß jener Knopf —“

„An der Reitpeitsche des Mörders steckte“, unterbrach ihn Desronais, die Nasenflügel weit öffnend, mit gespitztem Ohr. „Das wäre etwas. Und hat man darauf geachtet?“

„Nein. Wie die Sachen lagen, hatten unsere Richter eine gewisse Scheu vor der Untersuchung.“

„Sie spürten die Hand des Dämons darin“, sagte bitter Benjamin.

„Ich verstehe. Aber das hindert nicht, daß wir uns der Angelegenheit bemächtigen, Fouché, ich und die Gerechtigkeit. Ein Opal mit einem Adler? Kömmt' ich den Stein nur einmal sehen! Oder haben Sie ihn verändern lassen?“

„Nein“, entgegnete Egbert und erröthete. „Es ist ein Aberglaube von mir, über den Sie mich auslachen mögen. Ich trage den Stein bei mir; er ist für mich eine Art Amulet und Reliquie zugleich geworden.“

Er zog seine Brieftasche und nahm aus einem innern Verschluß den Knopf.

„Hm“, sagte Desronais, ihn besühelnd, prüfend, an das Licht haltend, „daran klebt freilich kein Tropfen Blut. Das Gold der Fassung platt gedrückt, hier über dem Kopf des Adlers eine kleine Schramme, wie von einer Nadel oder dem Nagel eines Fingers. Sonst nichts. Und Dein Vater, Freund Benjamin, führte keine Reitpeitsche mit solchem Knopf?“

„Nein“, antwortete Benjamin.

„Der arme Herr Bourdon trug an jenem Tage einen Stock mit einem einfachen, ciselirten Goldknopf“, berichtete Egbert. „Der Stock ist bei ihm gefunden worden.“

„Und außer jenem Reiter, den wir noch suchten, ist kein Anderer die Straße an dem Tage entlang geritten?“

„Hier beginnt eben das Reich der Vermuthungen. Ich wage mich nicht gern weit vorwärts darin.“

„Ist auch nicht Ihres Amtes“, lachte Desronais. „Hätt' ich das Mädchen zur Stelle, das den Knopf gefunden, dieser Adler sollte weissagen trotz der Genormand, und ob alle kaiserlichen Adler ihre Krallen gegen ihn schärften!“

Noch einmal prüfte er den Stein sorgsam, ihn schräg gegen das Licht haltend.

„Da ist ein Gefügel, das wohl ein Buchstabe sein könnte. Vielleicht ein V — Aquila Victrix? Aber“ — und nun horchte er wieder wie hinaus, wo ein Geräusch vernehmlich wurde — „Sie bekommen Besuch, Bourdon, es stolpert Jemand die Treppe herauf. Den Opal bewahren Sie, mein Herr, eines Tages wird er unschätzbar sein.“

Diese Worte wurden so laut gesprochen, daß der eben in das Vorzimmer Eingetretene sie recht wohl verstehen konnte.

Gleich darauf erschien auch der Diener Bourdon's im Saal und flüsterte seinem Herrn eine Meldung zu. Der Name, den er ihm nannte, ließ Benjamin zusammenfahren.

„Will mich sprechen? Jetzt? Laß ihn eintreten.“
Er hatte gerade noch Zeit genug, dem neben ihm

sitzenden Egbert zuzuflüstern: „Vittorio Zambelli!“ als der Diener schon dem Ritter die Thür öffnete.

Glücklich hatte Egbert, der bei der Bemerkung des Criminalbeamten, daß möglicherweise in einer Ecke des Steins ein Buchstabe eingekrizelt sei, bleich geworden war, den Knopf, dem diese Entdeckung, wenn sie sich bestätigte, eine verhängnißvolle Bedeutung geben mußte, in seiner Briestafche wieder verborgen. Auch konnte der Ritter Egbert nicht gleich unter den Anwesenden erkennen. Alle waren bei seinem Eintritt von ihren Stühlen aufgestanden, neugierig, was ein Besuch zu so ungewöhnlicher Zeit bezwecke.

Benjamin war dem Fremden höflich einige Schritte entgegengegangen.

Trotz seiner weltmännischen Weise vermochte der Ritter die Spuren einer tiefen Aufregung nicht ganz zu verheimlichen, sei es nun, daß die Absicht, die ihn hierher geführt, ihn bewegte, sei es, daß die Augen so vieler Männer, die sich forschend auf ihn richteten, und das Antlitz der Meduse, das ihn anstarrte, seine Kaltblütigkeit und Ruhe einen Augenblick in Verwirrung setzten.

„Ich besorgte nicht, Sie aus einer fröhlichen Gesellschaft aufzustören, Herr Bourdon“, sagte er mit seiner tiefen, wohlklingenden Stimme und grüßte nach

allen Seiten. „Eine Schwerkranke, die plötzlich von ihrem alten Uebel ereilt ist, sendet mich zu Ihnen, Mademoiselle Athenais Dechamps.“

Nun geriethen Alle in eine hastige Bewegung. Was war der Sängerin geschehen? An welchem Ort, zu welcher Stunde? Ob es wieder ein Nervenanschlag sei?

Auf diese Frage, die Bourdon that, indem er sich zum Ausgehen rüstete, antwortete Vittorio bejahend. Die Arme liege in den gefährlichsten Nervenzuckungen; wenn er ein Urtheil darüber aussprechen dürfe, so seien es die Folgen einer außerordentlichen Aufregung, eines Ausbruchs der Wuth, die fast Wahnsinn gewesen. Die Bekannten, die um sie gewesen, hätten nach Herrn Bourdon gerufen, als dem einzigen Helfer in der Noth, zu dem von allen Aerzten in Paris die Kranke auch das festeste Vertrauen habe. Ohne weiteres Besinnen habe er sich in einen Wagen geworfen, um ihn zu holen.

Die Pflicht des Arztes, der um Hilfe angerufen wird, ubervand in Bourdon's Innerem jedes etwa aufsteigende Bedenken. Aber eine Eingebung oder das Mißtrauen, das ihm der Ritter einfloste, erweckte in ihm den Gedanken, sich nicht allein zu der Kranken zu begeben.

„Wollen Sie mich begleiten, lieber Heimwald?“

wendete er sich an Egbert. „Sie sind nicht unerfahren in der Kunst, und in solchen Krisen sehen vier Augen immer besser als zwei. Wenn Sie darum erlauben, Herr Ritter —“

„Ich bitte“, kam dieser mit vollendeter Höflichkeit jeder weiteren Erklärung zuvor. „Sie haben zu befehlen, Herr Bourdon. Mir ist es zugleich eine Ehre und ein Vergnügen, meine flüchtige Bekanntschaft mit Herrn Egbert Heimwald aus Wien in Paris wieder zu erneuern.“

Seine Stimme klang fest und ruhig, sein Gesicht war ganz frei. Auch nicht die geringste Erregung war ihm anzumerken. Nur Desronais hatte eine Bewegung Vittorio's ertappt, die ihm zu denken gab. Als Benjamin Egbert aufforderte, ihn zu begleiten, hatte der Ritter plötzlich unter seinen Mantel gegriffen, wie um sich zu versichern, daß seine Waffen noch an ihrem Plage wären. Es war möglich, daß Desronais sich geirrt hatte; als Mann der hohen Polizei war er geneigt, Jedermann so lange für gefährlich zu halten, bis er seine Harmlosigkeit bewiesen.

Doch fehlte die Zeit, Betrachtungen anzustellen. Benjamin selbst beeilte den Abschied; er bat seine Gäste, noch eine Weile bei ihm zu verziehen, vielleicht kehre er bald zurück.

Vor dem Hause wartete Vittorio's Wagen. Er war der letzte, der einstieg.

Wie im Fluge ging es dahin. Die Sängerin wohnte am andern Ufer der Seine, in der Straße du Helder, die vom Boulevard des Italiens in nördlicher Richtung abbiegt.

Was während dieser Fahrt in den Seelen der drei Menschen, die in dem engen Raum eines Wagens, Knie an Knie gedrängt, saßen, auf und nieder wogte, war unbeschreiblich wie das Chaos. Die Dunkelheit, die um sie herrschte, nur von dem schwachen Schimmer der kleinen Wagenlaternen am Kutschbock erhellt, verhüllte mit ihrem wohlthätigen Schleier Alles. So bewegten sich in der Urnacht die Elemente, die sich ewig bekämpfen sollten, als es einmal Licht geworden, im erzwungenen Frieden neben einander her. Erstaunt, erschreckt, sich Seite an Seite zu befinden, hielt sie alle drei das Unerwartete mit gleicher Fessel gebunden.

Hundertmal schon hatte Vittorio seinen unseligen Einfall, zu Bourdon zu gehen, verwünscht.

Kummerte ihn der Tod oder das Leben der Sängerin? Waren nicht genug Geschäftige bei ihrem Unfall gegenwärtig gewesen? Warum mußte er sich erbieuten, den Arzt zu holen? Wo war Armand Lohsel geblieben, der das Unheil verschuldet? Freilich, er hatte nicht das

Recht, irgendwen anzuklagen, freiwillig hatte er sich zu diesem Ritterdienst erboten. Und wollte er ehrlich gegen sich selbst sein, er hatte eine Gelegenheit gesucht, dem Arzte, dem Sohne Jean Bourdon's, ins Angesicht zu sehen, und die erste, die sich ihm darbot, ergriffen. Hatte ihn dennoch ein Dämon vorwärts getrieben? Mit jener fatalistischen Ueberzeugung, deren Keim sein Leben an der Grenze, mit den Türken in Belgrad und Orsova in ihn gelegt hatte, die seitdem Erfahrungen und Ereignisse mehr und mehr entwickelt, senkte er das Haupt auf die Brust: es sollte so sein.

„Ein Gutes wenigstens ist in dieser Verknüpfung der Dinge, du kennst deinen Feind“, sagte er sich dann wieder.

Ja, das war es. Die Ahnung, daß ein Gegner ihm im Dunkel nachspüre, hatte ihn Bourdon entgegengeführt. Der Selbsterhaltungstrieb in ihm wollte wissen, wessen er sich von diesem Manne zu versehen habe. Nun fuhr er mit ihm durch die widerhallenden Gassen, mit ihm und einem Manne, den er noch tödtlicher haßte. Von beiden war er sich des Schlimmsten gewärtig. Zuweilen stieg ihm das Blut zu den Schläfen; es war ihm, als blicke der Stahl eines Dolches in dem ungewissen Lichtschimmer vor ihm auf. Jetzt wollte er um Hülfe schreien, aber seine Kehle war wie zuge-

schürt; jetzt den Wagenschlag öffnen und hinauspringen, aber er konnte die Hand nicht rühren, wie angewachsen lag sie an dem Griff des Messers in seiner Brusttasche.

Dann beruhigte er sich wieder, daß Alles nur leere Träume und Visionen wären.

Weder Egbert noch Benjamin waren einer entschlossenen That, nach seiner Meinung, fähig. Wessen konnten sie ihn überführen? Was durften sie gegen ihn wagen? Stand nicht die Gunst Napoleon's wie ein undurchdringlicher Schild zwischen ihren Anschlägen und ihm? Wenn Gedanken wie Gift und Kugel tödten könnten! An sich selbst hatte er ein Beispiel, daß sie zu ohnmächtig dazu sind. Sonst würde er schon längst, statt mit zwei Lebendigen, mit zwei Leichen fahren. Das wäre eine Fahrt! Unwillkürlich, während ein Schauer ihn schüttelte, kicherte etwas in ihm: Das wäre drollig!

In einem ähnlichen tollen Wirbel drehte sich Egbert's Denken und Sinnen.

Welch eine Welt ist dies! Der Sohn des Ermordeten folgt einem Kufe des Mörders. Zusammen fahren sie zu einer Kranken. Ist dies ein Beweis von dem Dasein Gottes, einer ewigen und allweisen Vorsehung, oder umgekehrt von der reinen Zufälligkeit des Irdischen?

Ein Kind schüttelt ein Kaleidoskop und die wunderbarsten Farbenbilder entstehen. Aber es weiß weder das Geringste von dem Gesetze, noch von den Mitteln, wodurch es diese Erscheinungen hervorbringt; ja noch mehr, diese Erscheinungen selbst sind ihm gleichgültig, es will nur seine kleine Hand gebrauchen lernen und schüttelt und schüttelt. Ist die Erde, sind die Geschicke der Menschen etwas Anderes als ein solches Kaleidoskop? Schüttelt vielleicht ein unsichtbares Wesen all diese Splitterchen, die wir Schicksal, Weltgeschichte, Helden und Verbrecher, Glück und Leid nennen, auch in harmloser Unbewußtheit bunt durcheinander, nur um seine Stärke zu erproben und dereinst, vom Spiel gelangweilt, die Kugel ins Nichts gleiten zu lassen?

Und welche Rolle spielst du selbst in diesem Drama? mußte sich Egbert fragen. Warum erhebst du dich nicht von deinem Sitz und ruffst: Mörder! Mörder! Hat sich nicht vor einer kurzen Weile der Verdacht, den du gegen den Ritter hegst, fürchterlich bestätigt? Halte ihm den Adler entgegen und entnimm aus seinem Erbleichen seine Schuld. Du zögerst, willst du dich zum Fehler eines Mörders erniedrigen?

Allein er hütete sich wohl, einen Laut auszustößen.

Aus dem Labyrinth, in das er sich hatte verlocken lassen, führten Aufrichtigkeit und Wahrheit nicht heraus.

Er wollte anklagen; wußte er denn, warum Jean Bourdon hatte sterben müssen? Unglücklicher, konnte ihn Vittorio antworten, Du verurtheilst deinen Wohlthäter, den Grafen Wolfsegg, Deinen Freund Benjamin Bourdon zu schmähhlichem Tode. Sieh her! Mit Bourdon hatten sie sich gegen das Leben des Kaisers verschworen.

Hier lag der Knoten dieser traurigen Verwicklung. Darum hatten die österreichischen Gerichtsbehörden, hatte der Graf den Proceß ohne Eifer betrieben, war die Untersuchung in der Mitte abgebrochen worden. Darum hatte es Benjamin so oft vermieden, auf den Tod seines Vaters zurückzukommen, bis ihn heute die Wehmuth übermannt.

Durfte er durch eine vorlaute Aeußerung ein unberechenbares Unheil heraufbeschwören? Ja, er konnte mit seinem Stein ein Gespenst aus der Tiefe des Grabes hervorrufen, aber er wußte nicht, ob dies Gespenst sich gegen den Schuldigen, ob es sich gegen den Geisterbanner kehren würde.

So saß er schweigend, und doch glich seine Seele dem Schiff, das der Sturm in wilder Wogenbrandung hinüber und herüber wirft.

Der scheinbar Ruhigste von ihnen war Benjamin. Ihn schien kein Gedanke, keine Ahnung über das Gegenwärtige hinaus nach Vergangenheit oder Zukunft zu

ziehen. Ganz und voll, mit ungetheilter Aufmerksamkeit war er der Aufgabe zugewendet, deren Lösung man von ihm forderte. In Zwischenräumen stellte er einzelne Fragen an den Ritter über den Zustand der Kranken; wie und wo er sie verlassen, was dem Anfälle vorangegangen. Einfilbig, aber bestimmt gab Vittorio Antwort und sorgsam überlegte der Arzt jede dieser Aeußerungen, ehe er eine zweite Frage that.

Eine lustige Gesellschaft, waren sie mit der Sängerin und andern Damen der Oper und des Ballets bei einem fröhlichen Mahl in einem der großen Speisehäuser des Palais Royal versammelt gewesen. Nichts hatte die Nähe der Krankheit angedeutet. Mademoiselle Athenais war in heiterster Laune und sprühte von Geist und Witz. Einer nach dem Andern hätten sie Anekdoten, scherzhafte Abenteuer erzählt. Unter den Tafelnden waren auch Offiziere. Unabsichtlicher Weise brachte einer von diesen das Gespräch auf eine Jugendliebe der Sängerin, von der er — Vittorio — selbstverständlich nichts wisse, auch den Zusammenhang der Dinge vermöge er nicht anzugeben.

Darüber erröthete und erzürnte sich Athenais. Scharfe Worte fielen zwischen ihr und dem Offizier. Einer Mänade gleich griff sie nach dem Messer und stürzte sich auf ihren Beleidiger.

Doch, schaltete Vittorio ein, sei es möglich, daß ihre Wuth gar nicht dem Erzähler, sondern ihrem treulosen Jugendgeliebten gegolten habe, in ihrem Wahnsinn habe sie beide verwechselt.

Die Andern sprangen dazwischen und thaten der Rasenden Einhalt. Bewußtlos, in einem furchtbaren Krampf, brach sie zusammen. Ihre Freundinnen schafften sie nach ihrer Wohnung.

Ob Vittorio nun die ganze oder nur die halbe Wahrheit gesagt hatte, seine Mittheilungen genügten dem Arzt, der die reizbare, launenhafte Sängerin und ihren durch das aufregende Bühnenleben noch tiefer erschütterten Gesundheitszustand kannte. Eine Erinnerung — und wie viele mochte sie haben, süße und schmerzliche, die durch den Hintergrund der Revolution und des Schreckens eine tragische Färbung erhielten! — hatte ihre Nerven in diesen Aufruhr gebracht.

Der Wagen hielt.

Behend sprang der Ritter zuerst hinaus, aufathmend, als käme er aus einem dumpfen Kerker. Er schaute sich um, empor; über ihm wölbte sich in Sternenglanz und Ruhe der Himmel einer windstillen Winternacht. Für ihn aber redete dies Uebermaß funkelnder Gestirne keine verständliche Sprache. Sollte er sich freuen, einer drohenden Gefahr entgangen zu sein, oder

sich schelten, einen Zufall nicht benutzt zu haben, der ihn zum Herrn über das Leben seiner Gegner gemacht?

Wenn du dich auf sie geworfen und sie mit zwei gut geführten Dolchstößen niedergestreckt hättest —

Er hätte laut auflachen mögen.

Nicht so, sagte er sich, nicht so kannst du dich ihrer entledigen. Allein sicher wirst du nur athmen können, wenn sie unschädlich, wenn sie stumm geworden sind. Möglich, daß die Todten noch denken und träumen, sprechen können sie nicht mehr.

Noch in ihrem Festkleide, mit zerzausten Haaren, den zerrissenen Shawl in der krampfhaft geschlossenen Hand, lag Athenais auf dem Teppich ihres Zimmers. Weinkrämpfe, Thränenergüsse wechselten mit den Ausbrüchen maßloser Hestigkeit. So von Schmerz wie von Wuth war ihr schönes Gesicht entstellt. Jetzt traten die Verwüstungen des Alters und der Leidenschaften, die Egbert an jenem heitern Sonnentage im Tuileriengarten an der jümonisch schönen Frau nicht bemerkt, in trauriger Schärfe hervor; ein Marmor, den der Zahn der Zeit und der Staub der Erde angefressen.

Außer einer Freundin, der sonst immer lachenden Zephyrine, die schluchzend mit gerungenen Händen dem Arzte entgegenlief, und einem Kammermädchen war

Niemand bei der Unglücklichen geblieben. Die beiden Mädchen waren zu rathlos und gegen die Stärke und Raserei der Kranken zu schwach gewesen, um das Geringste zu ihrer Beruhigung und Besserung thun zu können. Mit dem Erscheinen des Arztes kam ihnen der Muth. Während Egbert und Vittorio im Nebenzimmer blieben, ließ Benjamin die Kranke entkleiden und in das Bett bringen.

Seine Stimme, seine Gegenwart schon wirkte wohlthätig. Athenais erkannte ihn, sie weinte nur und widersezte sich seinen Anordnungen nicht.

„Ich sehe, daß ich fortan hier unnöthig bin“, sagte der Ritter flüsternd zu Egbert, als Zephyrine einmal in das Zimmer gehuscht kam und berichtete, daß es der Sängerin besser gehe. „Wollen Sie Herrn Bourdon freundlichst meinen Gruß und meinen Dank überbringen? Ich treffe ihn wohl morgen wieder bei unserer Kranken.“

Geräuschlos entfernte er sich.

Einige Minuten später wurde Egbert von dem Arzte an das Lager der Sängerin gerufen.

Nach der furchtbaren Aufregung und Anstrengung suchte die Natur im Schlafe wieder ihr Recht. Aber Träume und Phantasien unterbrachen ihn.

Während Bourdon die nöthigen Verabredungen

mit den Mädchen traf, die Heilmittel, die etwa zu verordnen seien, bedachte, hatte sich Egbert an dem Bette niedergesetzt, um die Bewegungen der Kranken zu beobachten. Ihrem Geiste stellte sich das eben Erlebte noch einmal dar, in unklaren Farben, in unsichern, verschwimmenden Umrissen. Aus ferner Vergangenheit mischten sich andere noch blässer gewordene Bilder verworren ein. Bald erhob sich ihre Stimme, bald sank sie zu einem undeutlichen Gemurmel herab. Freudiges und Schmerzliches ging ihr vorüber. Nur mit halbem Ohr horchte Egbert darauf. Trotz der Theilnahme, die er für sie empfand, hatten diese Fieberphantasien nichts, was ihn fesseln konnte. Stärker nahmen die Erwägungen, welche Folgen sich für ihn und Benjamin an dies Zusammentreffen mit Vittorio knüpfen würden, seine Sorge in Anspruch.

Eine geraume Weile hatte Athenais still gelegen; mit den Händen fuhr sie zuweilen hin und her; nun ein ängstliches Stöhnen, ein lauter gesprochenes Wort, aber die Kraft des Anfalls war gebrochen. Allmählig fingen auch ihre Züge an, sich wieder zu glätten, die häßliche Verzerrung schwand daraus. Als Egbert einmal aus seiner nachdenklichen Grübelelei aufschaute und in ihr Gesicht blickte, das von dem gedämpften Licht der Ampel mit mattem Schimmer überslogen wurde,

gemahnte es ihn an ein theures Wesen. Eine entfernte Aehnlichkeit, vielleicht nur die besondere Beleuchtung oder gar ein Spiel seiner Phantasie, die ihm trügerisch ein liebes Bild vorzauberte; allein der Eindruck blieb, so sehr er sich dagegen sträubte. Einen Namen wagte er nicht auszusprechen. Wie hätte dieser Name, der für ihn das Keinste und Jungfräulichste bedeutete, in dem Gemach einer Pariser Sängerin geklungen!

Indem näherte sich ihm der Arzt und richtete seine Augen mit prüfendem Blick auf die Kranke.

„Es ist doch besser“, sagte er leise zu Egbert, „ich wache die Nacht bei ihr. Die Furie in ihr ist noch nicht gebändigt. Kehren Sie zu den Freunden zurück, sie sollen mich nicht mehr erwarten.“

Obgleich Athenais die Augen geschlossen hielt und im Schlummer zu ruhen schien, murmelte sie:

„Schicke ihn nicht fort! Er sieht so sanft aus.“

Benjamin machte Egbert ein Zeichen, die schlaff herabhängende Hand der Kranken zu fassen.

Raum aber hatte Egbert's Rechte ihre Hand ergriffen, so öffnete sie ihre schwarzen Augen, und ihn anstarrend, als wäre er eine wunderbare Erscheinung, rief sie klagend und schluchzend:

„Magdalene!“

Es war ein Ton, so herzerreißend, und dieser

Name, der auf seinen Lippen lag: Egbert ließ ihre Hand fahren. Seufzend schloß die Kranke die Augen.

„Gehen Sie“, drängte ihn Benjamin. „Jetzt schläft sie ein. Das hatte sie noch auf dem Herzen.“

„Aber ich kehre wieder —“

„Um mir Gesellschaft zu leisten?“ fragte trocken der Arzt. „Wenn's Ihnen Vergnügen macht. Bringen Sie ein Schachspiel mit; Sie wissen noch nicht, wie lang und öde, wie voll Grillen und Gespenster die Nacht an einem Krankenbette ist.“

Inzwischen war Vittorio ruhelos in den Straßen von Paris umhergeschweift. Um elf Uhr erwartete ihn der Kaiser in den Tuileries. Er hatte fast noch eine Stunde, die ihm gehörte. Aber er dachte nicht daran, sie zur Sammlung und zur Vorbereitung auf das Gespräch mit dem Gewaltigen zu benutzen. Er wollte nur athmen, schauen, Menschen um sich haben. In dem Gewühl der Boulevards ward ihm wohl.

Woher die Angst, die ihn vorhin in jenem Wagen geschüttelt? Sahen Benjamin und Egbert wie zwei Mörder aus? Mörder! Psui, welches häßliches Wort! Und doch war es an ihn herangeschlichen, von unten herauf, mit eisigem Schauer, über ihm zusammenschlagend wie die Meereswoge über dem Ertrinkenden. Bewegte sich auch in ihm ein Etwas, das Priester und

Nichter das Gewissen nennen? Einmal konnte es mich packen — ich war nicht gerüstet! Ihrer zwei auf einen! War nicht auch ein Dritter dabei, der am blutigen Finger einen Opal trug? Einen Opal mit einem eingeschnittenen Adler! Von einem solchen Stein hatten sie an Bourdon's Tafel geredet, während er im Vorzimmer geharrt. Ein Vortheil war immer dabei, unvorbereitet konnten sie ihn nicht wieder überraschen. Wenn er es recht betrachtete, in dem Glanz der Lichter, die aus den Schauläden, aus den hellerleuchteten Sälen der Kaffeehäuser strahlten, war dieser Abend für ihn ein Glücksabend gewesen. Er wußte jetzt, wo er den Opal zu suchen hatte, den ihm das Geschick entriß, noch mehr, er kannte die Stelle, wo der Graf Wolfzegg sterblich war, wo ihn ein vergifteter Pfeil treffen konnte.

Was er dem Arzt von dem Vorfall erzählt, der das Leiden der Sängerin verursacht hatte, war Wahrheit gewesen, aber Wahrheit ohne Leben und Farbe.

Junge und ältere Männer, aus dem Offiziersstande und diplomatischen Kreisen, mit denen er schnell bekannt geworden, wie es ihm denn leicht wurde, die Menschen bei der ersten Berührung für sich einzunehmen, hatten den Damen der Oper zu Ehren ein kleines Fest veranstaltet. Er durfte dabei nicht fehlen. Einige

mochten hoffen, in der Redseligkeit des Weins ihm das Geheimniß seines Verkehrs mit dem Kaiser zu entlocken; Andere wünschten nur, den geistreichen Gesellschaftler nicht zu entbehren, der immer eine merkwürdige Geschichte in Bereitschaft hatte, wenn die Unterhaltung einzuschlummern drohte.

Ohne jede Störung war die erste Stunde des Festes verlaufen. Scherz und Gelächter schienen wie mit einem Blumenkranz das Ganze zu bekränzen. Selbst die Aussicht auf einen Krieg mit den Deutschen warf keinen Schatten in die Fröhlichkeit. War doch der Krieg gleichsam eine Lebensgewohnheit des französischen Volkes geworden. Die Lust nach den Aufregungen der Schlacht und der bunten Abenteuerlichkeit des Soldatendaseins, die Sucht nach Beute und Genuß, die sich in einem feindlichen Lande leichter und strafloser als im eigenen befriedigen ließ, hatten alle Begierden entfesselt und erhöht.

Von dem bevorstehenden Feldzug wendete sich die Erinnerung zu dem Kriege von 1805 zurück, der auch den Donaustrom entlang gerast. Einer der Offiziere, Armand Boyssel, hatte Ulm und Austerlitz mitgemacht und in Wien im Quartier gelegen. Vielleicht war es nur der schwere Wein, den er in reichlichen Zügen getrunken, der aus ihm sprach, oder die prahlerische Ue-

berhebung des eitlen Siegers; nach seinen Kriegsabenteuern kamen die Liebesgeschichten an die Reihe. Athenais hatte ihn besonders durch ihr spöttisches Dreinreden zu solchen Erzählungen gereizt. Armand Loyfel beginnt nun mit der Schilderung eines Hauses, die Vittorio stutzen macht. Um seiner Sache sicher zu sein, wirft er eine und die andere Frage ein. Da ist kein Zweifel mehr möglich, Loyfel hat in dem Hause bei den Salesianerinnen auf der Landstraße gewohnt. Jetzt nennt er auch den Namen Egbert Heimwald, nennt ein junges Mädchen Magdalene Armhart. Vittorio hütet sich wohl, ihn ferner zu unterbrechen, denn er sieht in dem Antlitz der Sängerin eine Wette Wolfe aufsteigen. Der Name Magdalene Armhart hat sie getroffen.

Mit zitternder Stimme — zittert sie vor Wuth oder vor Angst? — fordert Athenais genauere Auskunft über das Mädchen, über Armhart.

Trotz seines leichten Rausches merkt Loyfel, daß er von Personen redet, die in diesem Kreise nicht unbekannt sind. Er ruft alle seine Erinnerungen zu Hülfe, um den Fragen zu begegnen und bei der strengen Wahrheit zu bleiben. Aber gerade diese Wahrheit steigert den Zorn, die Erregung der Sängerin. Niemand kann den Grund erschauen, nur in Vittorio dämmert

ein Verständniß der Verwicklung auf. Immer heftiger gerathen die beiden Redenden an einander, die Andern suchten durch Wink und Mahnung zu beruhigen.

Der Offizier hat durchblicken lassen, daß er ein zartes Verhältniß mit jener Magdalene gehabt, „in aller Ehr' und Sitte“, wie er sich beeilt hinzuzusetzen.

„Lügner!“ schreit Athenais auf und schleudert ihm das Weinglas entgegen, das zum Glück hinter Lohjel an der Wand zersplittert.

Ein allgemeiner Aufstand ist die Folge.

„Madame“, lacht Lohjel, um der Sache eine komische Wendung zu geben, „Sie sind toll oder eine Bacchantin.“

„Um Dich zu zerreißen“, tobt sie. „Kam ein Graf Wolfsegg in jenes Haus?“

„Ja, ja“, muß jetzt, von dem Sturm, der um ihn tobt, fortgerissen, Vittorio ausrufen, „Graf Ulrich Wolfsegg geht dort aus und ein.“

Da hat Athenais ein Messer ergriffen und sich auf Lohjel gestürzt.

Für Vittorio war damit jede Dunkelheit aus der Begebenheit entschwunden. Aber in der Unruhe der folgenden Ereignisse hatte er keine Muße gehabt, darüber nachzusinnen. Nun bei seiner Wanderung legte sich ihm Alles natürlich zusammen.

In ihrer Jugend war Athenais die Geliebte Wolfsegg's gewesen, Magdalene war ihr Kind. Die Schrecken der Revolution, Ueberdruß seinerseits oder eine Untreue des Mädchens hatten Wolfsegg bestimmt, sie zu verlassen. Er nahm sein Kind mit sich, nach der Wuth der Mutter zu schließen, gegen ihren Willen, durch eine listige oder gewaltsame Entführung. Sein Schreiber Armhart leistete ihm hülfreiche Hand. In Wien angekommen, verheirathete sich der Schreiber, das Kind galt als das seine. Das Geld des Grafen ebnete alle Schwierigkeiten und besiegte jedes Bedenken. Die wahre Mutter mochte ihre Tochter als todt beweinen und den Treulosen und Undankbaren verfluchen.

Nun hatte ein Zufall das Verborgene ans Licht gebracht. Der Sängerin mußte die Gewißheit genügen, daß Magdalene noch lebe, in glücklichen, geordneten Verhältnissen, fern von jeder unheiligen Berührung lebe; für den Ritter aber konnte die Entdeckung des Geheimnisses zu einer Waffe gegen den Grafen werden. Was würde Antoinette zu einer Geschichte sagen, die einen so dunklen Flecken auf den Charakter ihres Oheims warf! Um ein leichtes flüchtiges Liebesverhältniß hatte es sich zwischen dem Grafen und Athenais nicht gehandelt, wenigstens wollte es Vittorio nicht zugeben.

Solche Abenteuer pflegt doch ein Cavalier nicht mit der Sorglichkeit zu hüten, die Wolfsegg in diesem Falle so viele Jahre hindurch angewendet.

„All deine Feinde hat das Schicksal in deine Hand geliefert“, sagte sich Vittorio triumphirend. „Behalte du nur Ruhe und Kaltblütigkeit. Du hast eine Nachricht für Antoinette, welche ihr stolzes Herz zerknirschen wird. Da sie selbst als Bittende zu dem Imperator gekommen ist, kann sie dir deinen Verrath nicht vorwerfen. Ist es überhaupt Verrath, aus einem undankbaren Staate zu scheiden und einen andern Herrn aufzusuchen, der besser die Spreu vom Weizen zu sondern weiß? Nichts Anderes hast du gethan. Am Hofe Napoleon's braucht der Emporkömmling nicht scheu vor dem hochadeligen Fräulein zurückzustehen. Sein Verdienst gleicht den thörichten Unterschied des Ranges aus.“

Schon hatte er nicht mehr nöthig, ihren Reichthum zu beneiden. Auch zu ihm war das Gerücht gedrungen, daß Benjamin Bourdon durch den Tod seines Vaters der alleinige Erbe der vormals Gondreville'schen Besitzungen in Lothringen geworden sei. Ihm aber standen die Schätze des Kaisers zu Gebote. Napoleon hatte keine Ader von Geiz und wußte fürstlich zu belohnen. Daß seine Freigebigkeit auf Kosten der Besiegten ging, danach fragten die Beschenkten nichts.

Uneigennützig hatte der Ritter bisher jede größere Gabe des Kaisers zurückgewiesen und eine Berachtung des Geldes zur Schau getragen, die ihren Eindruck nicht verfehlte. Im voraus rechnete Vittorio auf die österreichische Beute. Nach dem Kriege wollte er mit den Ansprüchen seiner Familie auf Güter im lombardischen und venetianischen Gebiet hervortreten, die sich der Staat angeeignet, und hoffte, dieselben unter dem Titel eines Marchese Zambelli zu vereinigen. Die gefährlichere Hälfte des Weges zu diesem Ziel seines Ehrgeizes lag hinter ihm. Aus Nacht und Tiefe war er heraufgeschritten; der übrige Theil seiner Bahn dehnte sich im Lichte aus. Sie führte über ein Schlachtfeld, aber das schreckte ihn nicht. Nur an die Finsterniß wollte er nicht mehr erinnert werden. Diejenigen, die seine Vergangenheit kannten, durften sich nicht noch einmal an seine Fersen heften. Konnte er sie nicht vernichten, so getraute er sich doch die Kraft und Geschicklichkeit zu, sie weitab von sich zu stoßen, in eine Entfernung, aus der sie ihm nicht zu Schaden vermochten.

Vielleicht reichte schon der Schrecken, den er ihnen einjagte, hin, sie auf immer verstummen zu lassen. Ein Schreck, vor dem auch der Kühnste mit dem Herzen und den Wimpern zuckt! In dessen Umarmung

er das verhängnißvolle Pfand von sich schleudert, um sich von einem verrätherischen Zeichen zu befreien!

Gab es eine Thatsache, die eine solche Wirkung auf Egbert ausüben konnte?

Der Arzt war für Furcht und Mitleid gleich unzugänglich. Ihn mußte Vittorio schlagen, wenn er beide Freunde auf einmal treffen wollte.

Dreiviertel auf elf.

Vittorio beeilte seine Schritte, er durfte den Imperator nicht warten lassen.

„Jetzt hast du auf eine Weile sein Ohr“, sagte er sich plötzlich. „Reize seinen Zorn gegen diesen Bourdon, schildere ihm die Verschwörung im Schlosse Wolfsegg's in den schwärzesten Farben. Wozu dienst du ihm, wenn du nicht einmal mit seinen Blicken spielen kannst?“

Durch eine Seitenpforte der Tuilerien, an der Schildwache vorüber, der sie die Losung zuraunt, schlüpft eine dunkle Gestalt.

Es ist dieselbe kleine Thür, die der Pariser Bürger seinen Bekannten neulich mit abergläubischer Furcht als die Pforte zeigte, durch die das graue Männchen, der Schlachtenplanerfinder, zum Kaiser eingeht.

Viertes Kapitel.

Von allen Damen in der vornehmen Gesellschaft von Paris war seit drei Wochen die junge Marquise Antoinette von Gondreville die gefeiertste und beneidetste. Jener Sonntagabend im Schlosse zu Malmaison hatte ihr Glück gemacht. Ebenso sehr bewunderte man ihren Muth, den zornigen Kaiser angerebet zu haben, als man ihr im Stillen die Auszeichnung mißgönnte, die ihr Napoleon darauf hatte zu Theil werden lassen. Seitdem hatte sie bei keinem Feste in den Tuileries oder in St.-Cloud gefehlt, auch nicht fehlen können, wie sie ihrem Oheim nach Wien, unbewußt sich selbst entschuldigend, schrieb, ohne die Freundschaft der Kaiserin außs Spiel zu setzen und die Begnadigung ihres Bruders hinauszuschieben. Daß er ihn nicht auf die Galeeren schicken, noch in harter Gefangenschaft halten

werde, hatte ihr Napoleon schon bei einer zweiten Unterredung zugestanden. Welches Schicksal er ihm aber bestimmt, hatte noch nicht verlautet. Sicherlich kein schlimmes, wenn man die Freundlichkeit bedachte, mit welcher der Kaiser die Schwester behandelte.

Im Anfang hatte Antoinette ein geheimes Widerstreben empfunden, am Hofe des Usurpators zu glänzen. Sie, die Tochter des Treuesten der Treuen, in der Anhänglichkeit gegen die Bourbonen, in Feindschaft gegen Napoleon erzogen, was hatte sie in den Tuileries zu suchen? Mit ihrem Fußfall vor dem Kaiser, mit seinem Versprechen, Gnade gegen Franz von Gondreville zu üben, war ihr Geschäft beendigt. Fortan konnten die Gondreville nicht mehr die Waffen gegen Napoleon führen, in keine Verschwörung wider ihn sich einlassen, das verbot die Ehre, aber nichts hinderte sie, ihren Ansichten treu zu bleiben und in der Verbannung weiter zu leben, wie sie bisher gethan. Noch dazu, wenn diese Verbannung, wie für Antoinette, ihre zweite, ihre bessere Heimat war. Auch hatte sie einen Augenblick daran gedacht, von Paris abzureisen oder doch, unter dem Vorwand der Trauer und Kränklichkeit, ihr bisheriges einsames Leben fortzusetzen. Andere Erwägungen hatten sie umgestimmt. Zunächst die Einwendungen ihrer Verwandten, bei

denen sie wohnte. Die Mortigny, die beiden alten würdigen Leute, wie die muntere und jugendschöne Tochter nannten Antoinettens Vorhaben eine Beleidigung der Kaiserin und des Kaisers. In dem Erscheinen einer Marquise von Gondreville an ihrem Hofe hätten Napoleon und Josephine eine Annäherung der Familie gesehen. Jetzt gehen, hieße ohne Noth verletzen und Alles wieder in Frage stellen. Die Grundsätze der Ritterlichkeit, der Abscheu gegen die Revolution, die Antoinette vorkehren wollte, wurden mit leisem Spott aufgenommen. Er ist einmal der Herr Frankreichs, antwortete man ihr. Alle Könige haben ihn als ihresgleichen anerkannt, der Papst hat ihn gesalbt; ist es nicht lächerlich, daß ein französischer Marquis, ein deutscher Graf fortwährend den Thatfachen widersprechen?

Antoinette mußte sich sagen, daß dies die Ansichten der großen Mehrzahl der altadeligen Familien Frankreichs waren. In den Palästen des Faubourg St.-Germain machte man sich über den Tuilerienhof, die neuen Herzoge und Grafen lustig, leerte auch wohl bei doppelt verschlossenen Thüren ein Glas auf Se. Majestät den König Ludwig XVIII. und entwarf auf dem Papier, in vielgeschäftigem Nichtsthun, Pläne zum Umsturz der kaiserlichen Regierung; aber wenn der

Imperator sich zeigte, waren gerade die lautesten Schreier am bereitwilligsten, ihm zu huldigen. Keinem von all diesen Bayards und Rolands des Königthums fiel es ein, eine Stellung auszuschlagen, eine Ehre abzulehnen, mit denen der Usurpator sie huldvoll bedenken wollte. Ihre Frauen und Töchter wetteiferten mit einander, Josephinen die Schleppe nachzutragen, unter der stillschweigenden Voraussetzung, sich nachher durch Spöttereien und Bosheiten für diese Demüthigung zu entschädigen.

Warum sollte Antoinette anders handeln?

Die Cousine scherzte mit ihrem Witz und ihrem Lachen hinweg, was sie ihre deutschen Bedenklichkeiten und Empfindlichkeiten nannte.

Im letzten Grunde aber waren alle diese Einwände eitel. In Antoinettens eigenem Herzen lag die stärkste Kraft, die sie in Paris zurückhielt. Nicht so schnell wollte sie die einmal erlangte Freiheit wieder aufgeben. Wie schal und leer kam ihr das Leben, das sie in Wien geführt, im Vergleich zu ihrem jetzigen Dasein vor. Welche Weite des Schauplatzes, welche Mannichfaltigkeit der Eindrücke! Neben den kriegerischen Unternehmungen und politischen Verhandlungen, wie viel Raum war doch noch für den Einfluß der Frauen, für das Spiel Amor's!

Die Gesellschaft, in der sie sich bewegte, bestand aus wunderlichen Elementen, aus einer kühnen Mischung des Alten und Neuen, aber sie hatte keinen Zug von deutscher Steifheit und Förmlichkeit. Rascher strömte das Blut durch Aller Adern. Die Revolution schien beide Geschlechter an schnelle Eroberungen und an leichte Siege gewöhnt zu haben. Gerade das Phantastische und Abenteuerliche des schönen Mädchens, das der Dheim zu mäßigen sich so oft bemüht, fand hier ungetheilte Bewunderung. Da sie eine bessere Erziehung genossen als die meisten französischen Mädchen und viel gelesen hatte, galt sie für ein Wunder des Wissens.

Eine wahre Aspasia hatte sie der Kaiser genannt.

Antoinette hätte keinen Ehrgeiz und keine Eitelkeit besitzen müssen, um solchen Huldigungen in schneller und entschlossener Entfagung den Rücken zu kehren. Wie sie, in frommer Pflicht der Geschwisterliebe, bereit gewesen war, den Gefahren ihres Vorhabens die Stirn zu bieten, so wollte sie auch jetzt die süße Frucht genießen, die es wider Erwarten für sie gezeitigt. Klug benutzte sie die Vorzüge, die ihr Natur und Bildung verliehen. Es war kein geringer Ruhm, auf einer so großen Bühne durch Schönheit, Geist und Anmuth zu

glänzen. Welchen Ersatz hätte ihr das Haus ihres Oheims in der Herrengasse oder das einsame Schloß am Traunsee geboten? Auf eine Weile hin war es ihr durch den Sinn gegangen, daß ein Weib an seiner Seite ein beneidenswertes Loos führen würde. Kannte sie doch keinen Mann, der sich Ulrich Wolfsegg an Kraft des Willens und Großheit des Wesens vergleichen ließ. Unwillkürlich verschmolz ihr das Bild dichterischer Helden mit seiner Persönlichkeit. So mußte der Graf Egmont ausgesehen haben. Wie gern wäre sie sein Klärchen gewesen! Der Traum eines unbeschäftigten leidenschaftlichen Mädchenherzens, das ein Ideal für seine Sehnsucht sucht. Möglich, daß der Traum in ruhigen schicksallosen Tagen sich verwirklicht hätte. Aber ein Andern war gekommen, der das Ideal herabgestoßen. Nein, nicht herabgestoßen, wie der Nebel vor der Sonne war es zerstoßen.

Ulrich Wolfsegg war ein guter, ein ganzer Mann, allein konnte er in demselben Athem mit dem Helden des Jahrhunderts zusammen genannt werden? Zwischen einem Halbgott und einem Sterblichen, diese Kluft ist nicht zu überbrücken.

Je phantasievoller Antoinette war, um desto leichter verführte sie der Glanz, der dieses einzigen Mannes einzige Thaten umschimmerte. In diesem Schein

wurde Alles an ihm bedeutsam und seltsam. Es war, als ob er alles Irdische von sich abgestreift hätte.

Wie fein Antlitz schien sein Wesen aus anderem Stoff geformt zu sein als aus dem armseligen Erdenstaub, den ein gestohlener Feuerfunke vom Olymp besetzt. Um sie her redete über ihn Alles die Sprache der Vergötterung. Wohin sie blickte, begegnete sie Bildern und Denkmälern seines Ruhms. Selbst seine Gegner, die seine Größe verkleinerten, mußten sein Glück preisen. Ein Meteor ist leuchtend aufgegangen, wie keins vordem am Himmel gestanden. Das Außerordentliche unterjochte Antoinettens Einbildung, noch ehe sie Zeit zur Besinnung gehabt. Nicht nur die Bitte, vielmehr die Empfindung, einem Höhern zu begegnen, hatte in Malmaison unwiderstehlich ihre Kniee gebeugt.

Und wäre er nur wie ein Blitz vorübergezogen und hätte Antoinette im Dunkel der Nacht zurückgelassen! Aber sie sah ihn, sie sprach mit ihm, beinahe jeden Tag. Ihr gegenüber nahm seine Strenge sanftere Formen an. Deftler als seit Jahren pflegte er jetzt in Josephinens Abendgesellschaften, am Ramin stehend, während die Damen umhersaßen, von den Feldzügen seiner Jugend, von seinem Aufenthalt in Egypten und seinem Marsch nach Syrien zu erzählen.

„Wenn ich St. = Jean d'Acrc erobert hätte“,

sagte er, zugleich hastig und tragisch, während seine Augen auf Antoinettens Angesicht gerichtet waren, „würde ich heute der Kaiser Indiens sein; ich wäre ein zweiter Alexander geworden und die Macht Englands wäre gebrochen.“

Hatte er eine Ahnung von der Gewalt und dem Reize, welche diese Geschichten auf die Seele des Mädchens ausübten? Erkannte er an der Röthe, die ihr Gesicht überhauchte, den Widerschein des Feuers, der von ihm ausstrahlte? Niemals war die Verlockung in stolzerer und gefährlicherer Gestalt einem Weibe gegenüber getreten. All die kleinen schmeichlerischen Mittel, mit denen sonst ein Frauenherz gewonnen wird, fehlten hier; schlecht hätte dem Antlitz des Imperators ein Zug gestanden, der an Rinaldo im Zauberberggarten Armida's erinnert. Aber das Erhabene in ihm fesselte mit stärkerem Bande als Zärtlichkeit und Ritterlichkeit. Nicht ein erträumter Held, ein wirklicher Cäsar stand vor der geblendeten Antoinette.

So jung und ihres eigenen Herzens unkundig war sie doch nicht mehr, um sich nicht in den Stunden der Sammlung zu fragen: Wohin soll dich das führen? Allein sie tröstete sich damit, daß dies eine Leidenschaft der Phantasie und nicht der Sinne sei und wie die Erscheinungen, die der Opiumrausch her-

vorrust, vorübergehen werde. Noch glaubte sie ihres Herzens sicher zu sein und fürchtete doch die ungeheure Leere, die das Verschwinden des Gewaltigen aus ihrem Lebenskreise um sie lassen würde.

Zu anderer Frist erwachte die weibliche Eitelkeit, die Gefallsucht und der Ehrgeiz.

In den Irrgängen dieser Gedanken, wohin gerieth sie! Hatte der römische Cäsar nicht eine Kleopatra gefunden? Verschleierte Geschichten von der Liebe Napoleon's zu schönen Frauen liefen von Mund zu Mund; Niemand indessen wagte die Namen der Glücklichen zu nennen. In dieser Hinsicht war der Kaiser ein ganzer Mann; niemals entschlüpfte seinen Lippen ein Wort, seiner Hand eine Bewegung, die eine Frau in Verlegenheit hätte bringen oder sie einer üblen Nachrede aussetzen können. Das Geheimniß, das er wahrte, wie hätten es Andere brechen sollen? Die Luft, in der Antoinette athmete, war schwer und schwül; wie aus den Nebeln und Dünsten eines heißen Tages im Abendroth, formten sich in ihr unter dem Druck der Einbildungskraft die wunderlichsten Gebilde. Der heiße Wind des Kaiserthums wehte von der Seele Antoinettes den keuschen Schmelz, den jungfräulichen Blütenstaub hinweg, ohne daß sie es merkte; erst die Wandlung ihrer Gefühle ließ sie sich des Verlustes bewußt werden.

So beschäftigt und gestimmt, in ungewöhnlicher Spannung, vor einer Wendung ihres Lebens, die sich wie die Sonnenwende des Frühlings fühlbar machte, hatte Antoinette beinahe ganz die Verhandlungen vergessen, die sie im Namen ihrer Familie mit Benjamin Bourdon der lothringischen Güter wegen führen sollte. Was bedeutete für sie in ihrer hochgetragenen Wallung, in ihren abenteuerlichen Hoffnungen der Besitz oder Nichtbesitz eines Schlosses in der entlegenen Provinz?

Um so überraschter war sie, als sich Benjamin bei ihr melden ließ. Vielleicht hätte sie ihn kurz abgewiesen, hätte nicht ihr Oheim, der Graf Mortigny, der diese Angelegenheit mit den Augen eines Geschäftsmannes betrachtete und nicht der Meinung war, daß man ohne Kampf auf die Güter verzichten solle, in sie gedrungen, den Arzt anzuhören.

Zwischen Antoinetten und Benjamin hatte schon in der Kindheit Feindschaft bestanden. Das kleine verzogene Mädchen mochte den tölpischen, verwachsenen Knaben nicht leiden. Ihn wieder verdroß der Vorzug, den das Schloßfräulein selbst bei seinem Vater vor ihm gewann. Er konnte nicht schmeicheln und liebkojen wie sie. Dieser erste Eindruck war beiden trotz des Zwischenraums der Jahre, trotz der Entfernung des Raums, die sie von einander getrennt, unverwischt

geblieben. Neue Gründe zur Abneigung hatten sich den alten beigelegt.

Benjamin warf den Gondreville den Tod seines Vaters vor, Antoinette haßte ihn als einen Jakobiner, einen ungerathenen Sohn. In ihrem Innern beschuldigte sie ihn des Raubes. Sie konnte die Ansicht Wolfsegg's, daß Benjamin durchaus im Rechte sei, wenn er die von seinem Vater ererbten Güter behielte, nicht mit Verstandesgründen widerlegen, aber in ihrem Gemüth hielt sie es für eine Pflicht Benjamin's, diese Güter zurückzuerstatten, für eine Pflicht, die nicht einmal von ihrer Seite einen sonderlichen Dank verdiente.

Bald nach ihrer Ankunft in Paris hatte ihr Egbert mitgetheilt, daß ein Testament Jean Bourdon's vom Jahre 1801 bestände, in dem er seinen einzigen Sohn Benjamin mit Ausschluß aller andern Verwandten zum Universalerben eingesetzt. Eine Nachforschung, die der Graf Mortigny durch seinen Advocaten hatte anstellen lassen, ergab die Richtigkeit all dessen, was Egbert aus Benjamin's Munde erfahren, und die rechtliche Unangreifbarkeit des Testaments.

Wie hätten auch Emigranten, die noch nicht einmal nach Frankreich zurückgekehrt waren, um Besitzungen einen Proceß anstrengen können, die öffentlich als Nationalgüter versteigert worden waren? Wenn die

Bourdon sich gewisser geheimer Abmachungen nicht entsinnen wollten, zwingen konnte man sie nicht zu einer Uebereinkunft, über die kein Document vorlag.

Bei dieser Sachlage hatte der erste Besuch, den Benjamin der jungen Marquise abstattete, nur der Erfüllung höflicher Rücksichten gegolten, und auch ihrerseits war kein Wort gefallen, das den zwischen ihnen schwebenden Streitfall berührt und peinliche Erklärungen herbeigeführt hätte.

Antoinette war sonst wenig geneigt, auf die Stimmung der ihr gleichgültigen oder gar verhaßten Menschen zu achten, dennoch fiel ihr die düstere Feierlichkeit des Arztes auf, als sie ihn heute in ihrem Salon empfing.

Es war fünf Tage nach dem Unfall, der die Sängerin betroffen hatte. Bei der vollständigen Inhaltlosigkeit der Tagesblätter, denen der Kaiser längst jede politische Betrachtung, selbst die Mittheilung tatsächlicher Ereignisse, wenn sie ihm unangenehm waren und seine Wege kreuzten, verboten hatte, war der Vorfall im Palais Royal ein willkommenener Stoff gewesen, um wieder und wieder erzählt zu werden. Dadurch hatte auch Antoinette Kunde von ihm erhalten und konnte mit der Frage nach dem Befinden seiner Kranken das Gespräch mit Benjamin einleiten.

Der Arzt gab kurzen Bescheid; er bezeichnete die Krankheit als ein Nervenfieber, aus dem aber, der Wahrscheinlichkeit nach, Mademoiselle Dechamps erstehen würde, und lobte die guten und treuen Dienste, die Egbert Heimwald bisher ihm und der Sängerin dabei geleistet.

„Ich habe meinen freundlichen Landsmann lange nicht gesehen“, sagte sie flüchtig, „seit jenem Sonntag in Malmaison nicht —“

„Und ich besorge, ihn bald nicht mehr sehen zu können. Eine Reise dürfte mich in den nächsten Tagen von Paris entfernen. Und auch seine Anwesenheit in dieser Stadt wird sich nicht mehr lange ausdehnen.“

„Das Erste, was ich von solchen Plänen höre! Hat Ihnen Herr Heimwald von seiner Heimkehr nach Wien gesprochen?“

Warum ist unser Herz so oft unser Feind! Bei dem Worte Heimkehr stockte ihre Stimme und das verdächtige Roth der Scham färbte ihre Wangen.

„Nein, Marquise. Aber er wird nicht in Frankreich bleiben, wenn Frankreich seinem Vaterlande den Krieg erklärt.“

Sie wendete das Gesicht seitwärts zu den Blumen auf dem Tische.

„Das sind Dinge, die zwischen Männern abge-

handelt werden“, sagte sie, eine Blüte gedankenlos zerpflückend.

Und dann, um aus ihrer Verlegenheit herauszukommen, lachte sie:

„Ziehen Sie vielleicht auch in den Krieg, Herr Bourdon, und wollen Abschied von mir nehmen?“

„So ungefähr. Weniger als je sind wir Herren unseres Schicksals. Nach seiner Laune schickt uns ein Mann in die Verbannung, in den Tod. Darum thut Jeder, solange er noch frei ist, gut, sein Haus zu bestellen. Auch mir lastet Einiges auf dem Herzen. Darf ich von Ihrer Güte Erleichterung hoffen?“

„Wie soll ich diese Aeußerungen deuten, Herr Bourdon? Was haben Sie vor? Schweben Sie in Gefahr?“

Er zog die Schulter beinahe mitleidig in die Höhe.

Glaubt das eitle Mädchen, ich bin gekommen, um ihre Gunst zu betteln?

„Von mir, Marquise“, sagte er kühl, „wenn Sie erlauben, zulezt. Was mein Vater mit dem Ihrigen mit Ihrem Oheim im vergangenen October verhandelte —“

„Um Gotteswillen!“

Sie streckte abwehrend ihre beiden Hände gegen

ihn aus. Eine Verschwörung gegen Napoleon erschien ihr jetzt wie eine verbrecherische Auflehnung gegen den Rathschluß des Himmels.

„Wissen Sie nicht“, vollendete Bourdon mit seinem Spott, „und können Sie selbstverständlich nicht wissen. Es waren Männerangelegenheiten. Aber Ihrem Oheim wird die Warnung genügen, daß alle Fäden zuletzt durch Verrath und Unvorsichtigkeit in eine Hand gerathen sind. Er kennt diese Hand. Bricht der Krieg aus, kommt der Kaiser Napoleon wieder nach Wien, so möge er sich dort nicht treffen lassen. Lieber auf dem Schlachtfeld sterben, als sich gefangen ergeben.“

„Sie entsetzen mich mit diesen Mahnungen! Warum theilen Sie Herrn Heimwald nicht Ihre Besorgnisse, ich bin überzeugt, Ihre übertriebenen Besorgnisse mit?“

„Um noch einen Unschuldigen zu opfern?“ entgegnete er bitter. „Wie mein Vater geopfert ward! Ihre Briefe, Madame, wird keine Hand sich zu öffnen getrauen; von Ihnen geschrieben, wird jede Warnung eindringlicher sein. Versprechen Sie mir die Erfüllung meiner Bitte. Sie ist uneigennützig, wie Sie sehen.“

„Ich verspreche es Ihnen, obwohl mir das Ganze wie ein wüster Traum vorkommt.“

„Von meiner Seite ist Alles geschehen, um es in

diesem Zustande des Traumhaften zu lassen. Bei mir wird man nichts als Asche finden.“

„Ja, mit wem habe ich es denn zu thun?“ fuhr sie zurück. „Mit einem Verschwörer?“

„Wie der Marquis von Gondreville und der Graf Wolfsegg. Wir nehmen einander nichts.“

Wenn es in ihrer Macht gelegen, hätte Antoinette mit dem unverhüllten Ausdruck ihres Unwillens die Unterredung abgebrochen, aber der Arzt beherrschte sie ebenso sehr durch das, was er sagte, als durch seine Blicke und seinen Ton. Es war etwas Herausforderndes und Anklagendes darin, daß sie in beständiger Furcht schwebte, er möchte ihr eine schreckliche Beleidigung: „Verrätherin! Vertraute Napoleon's!“ in das Antlitz schleudern.

Aber er hielt an sich und fuhr fort:

„Mit dieser ersten Bitte vereinigt sich eine zweite, Marquise: daß Sie diesen Brief in Herrn Heimwald's Hand geben wollen. Sie dürfen ohne Sorge sein, er verbirgt nichts Politisches in seinen Falten. Mir ist der Mann, der meinem sterbenden Vater die letzten Augenblicke versüßt hat, zu theuer, um ihn durch die geringste Unvorsichtigkeit meinerseits auch nur einer Verlegenheit auszusetzen. Ist er doch ohnedies schon schlimmer verwickelt, als er ahnt.“

„Wer Ihre Aeußerungen hört, mein Herr, muß wähnen, daß wir nicht unter Napoleon dem Großmüthigen, sondern unter Tiberius oder Caligula leben“, sagte sie in überwallender Heftigkeit und gekränktem Stolz. „Herr Heimwald, Sie haben es ja selbst mit angehört, ist von dem Kaiser mit so viel Huld und Güte behandelt worden —“

„Daß er ihm ewig dankbar sein muß“, entgegnete ironisch Benjamin. „Sie haben Recht und übersehen nur eins: daß weder Egbert noch ich, daß Ihre erlauchte Familie diesen Knoten geschürzt hat, den ich aufzulösen suche, mit so wenig Gefahr für Jeden als möglich. Der Kaiser, auch das ist wahr, ist kein römischer Tyrann. Die Grausamkeit liegt nicht in seinem Blute, und vor allem, er ist zu kalt und zu kühl. Aber dennoch, bitten Sie Ihren Gott, daß er Sie behüten möge, jemals Ihr Geschick dem Herzen dieses Mannes anzuvertrauen.“

„Ich habe eine bessere Meinung von ihm, ich habe eine Probe seiner Großmuth. Sie sprechen ab, weil Sie hassen.“

„Ich spreche ab, weil ich weiß, was wir alle ihm werth sind. Der Wurm empört sich gegen den Mächtigen, dessen Fuß ihn achtlos zertritt. Das ist lächerlich, allein es ist die einzige Befriedigung, die dem Gequälten bleibt.“

„Sie hat er nicht zertreten, sondern erhöht.“

„Um zu zeigen, daß er meinen Haß verachtet. Wir beide haben uns auf dem Schlachtfelde von Eylau kennen gelernt. Bis dahin wußte er von mir nichts, als daß ich ein geschickter Operateur sei und seinen verwundeten Soldaten zu nützen vermöge. Dort, auf dem schneebedeckten Gefilde, in der eisigen Nacht, bei einer Lagerfeuer traf er mich unter einem Haufen Sterbender und Todter. Ich war allein mit einem Gehülfen. Er ritt über das Schlachtfeld, auf weißem Roß, mit dem steinernen Angesicht. Sie werden ihn nie so sehen, Marquise. Da ist etwas Uebermenschliches in ihm. Hüben und drüben, soweit das Auge reicht, Todte und Verwundete, ein gräßliches Elend. Von ihm angestiftet, für ihn vollbracht! Und er so ruhig, klar und heiter, als schaute er aus unerreichbarer Sternenhöhe darauf hernieder! Bei mir hielt er sein schraubendes Pferd an. Das edle Thier schauerte vor den Leichen, er nicht. Wie die Götter den Opferrauch, so athmet er den Blutgeruch und den Pulverdampf ein. „Harte Arbeit, Bourdon“, sagte er zu mir. „Eine harte Arbeit!“ Und ich darauf: „Wann wird endlich diese Menschenschlächterei aufhören?““

„Genug, genug!“ rief Antoinette erschüttert.

„Geben Sie mir den Brief an Herrn Heimwald, ich werde ihn sicher bestellen.“

„Ich danke Ihnen. Außer einem kurzen Gruß enthält das Schreiben eine Mittheilung, die nur für Egbert Werth hat. Und nachdem ich mich so dieser leichtern Bürden erledigt, komme ich zu der schwersten, denn sie betrifft mich selbst.“

„Wenn nach Allem, was Sie mir gesagt, meine Seele noch der Neugierde fähig wäre —“

„In eigener Sache findet man schwer das maßvolle Wort. Ich bitte im voraus um Verzeihung.“

„Sie haben mich bisher, sollt' ich meinen, nicht wie ein Alltagsgeschöpf behandelt und könnten meiner Gelassenheit versichert sein.“

„Nicht zwischen uns beiden, gnädige Marquise, aber zwischen den Häusern Gondreville und Bourdon webt seit dem Tode meines Vaters ein Streitfall. Vor ein Gericht, wenigstens vor ein französisches, ist der Hader nicht zu bringen. Er muß vor dem innern Richter geführt und entschieden werden. Wem gehört das Erbe meines Vaters?“

„Herr Bourdon“, sagte sie, dunkelroth im Gesicht, „Sie werden mir die Gerechtigkeit widerfahren lassen —“

„Daß Ihnen niemals die leiseste Anspielung auf diese Frage entschlüpft ist. Ebenso glaube ich, daß

Egbert nicht in Ihrem, sondern in Ihres Vaters oder Ihres Oheims Auftrag neulich diesen Punkt mir gegenüber zur Sprache brachte.“

„Wie ich hoffe, in einer Weise, an der Sie nichts auszufehen fanden.“

„Die Angelegenheit hätte keinem bessern Sachwalter anvertraut werden können, als ihm. Doch auch der schlechteste würde sie gewonnen haben. Ehe er noch den Mund geöffnet hatte, war der Prozeß schon in meinem Herzen entschieden. Die Gondreville müssen sich eine wunderliche Vorstellung von den Bourdon machen, wenn sie glauben, in diesem Falle eines Aufrufs an unsere Uneigennützigkeit zu bedürfen. Mein Vater hinterließ mir jene Güter mit der Voraussetzung, sie Ihnen zurückzuerstatten, sobald es die Zeit erlaubte. Er träumte die Rückkehr Sr. Majestät Ludwig's XVIII. noch zu erleben. Darüber ist er gestorben. Napoleon ist noch der Kaiser der Franzosen, die Gondreville sind noch Emigranten. Was nun? Das war eine bedenkliche Frage. Ich bin kein Landmann, kein Gutsherr, wie es mein Vater war, ich hätte die Güter verpachten oder verkaufen müssen. Das Erstere konnte ihren Werth verringern, ihren Bestand verschlechtern, das Zweite durfte ich nicht. Ich bin auf ein Auskunftsmittel gefallen, das jede Schwierigkeit beseitigt, aber —“

„Ich verstehe nichts von juristischen Formeln, Herr Bourdon“, sagte sie trotz des kühlen Tons voll unruhiger Spannung.

Er sah ihr mit einem unbeschreiblichen Blick in die Augen.

„Nicht die Formel, das Wesen läßt mich zaudern. Denn dies Wesen trifft das Herz.“

„Mein Herz?“

Hochmüthig, die Augenbrauen zusammenziehend, schaute sie auf.

„Ich habe mir nämlich die Freiheit genommen, Madame, Ihnen jene Güter in einer unanfechtbaren Schenkungsurkunde zu verschreiben.“

„Mein Herr, das ist —“

„Sagen Sie nicht Beleidigung, es ist eine Nothwendigkeit der Revolution. Ich schenke Ihnen Ihr Eigenthum. Das ist die verkehrte Welt. Aber wenn Sie sich zurückrufen wollen, daß mein Vater seinen Kopf und die Zukunft seines Sohnes daran wagte, Ihnen Ihr Schloß zu erhalten; wenn Sie bedenken, daß er in der Verfolgung dieses Zieles durch eines Meuchlers Hand gestorben —“

„O, Herr Bourdon, welche Erinnerungen! Sie rühren und beschämen mich aufs tiefste.“

„Dann“, fuhr er unerbittlich fort, „erkennen Sie

vielleicht auch in dieser tollen Umkehr der Wahrheit einen tiefern Sinn. Es ist nicht die Ueberhebung, es ist der gerechte Stolz des Plebejers, der aus diesem Documente spricht. Sie sind nicht in der Emigrantensliste aufgeführt; durch Ihre Rückkehr nach Frankreich sind Sie in die Rechte einer französischen Bürgerin wieder eingetreten, ohne Einspruch des Gesetzes kann ich Ihnen mein Gut überlassen. Das ist hiermit geschehen. Möge diese Urkunde noch lange in Ihrem Hause ein Denkmal von der Treue Jean Bourdon's sein."

In Antoinettens Brust kämpften zwei widerstrebende Empfindungen.

Ihr Stolz bäumte sich auf; mit einer heftigen Bewegung, als müsse sie es zerreißen, griff sie nach dem Document, das er vor ihr auf den Tisch niedergelegt hatte. Wieder aber erfüllte sie das Gefühl des Edlen und Guten, das in ihr war, mit einer gewissen Bewunderung vor Benjamin. Die verständige Uebersetzung mischte sich ein, daß diese Schenkung nicht nur einen schwierigen Streit in einfachster Weise schlichte, sondern sie unmittelbar in den Besiz der Güter setze und den so lange hoffnungslosen Wunsch ihrer Eltern zur Wirklichkeit mache.

Benjamin las den Zwiespalt ihrer Gemüthsbe-

wegungen und den endlichen Sieg des Verstandes und der Versöhnung in ihrem Gesicht. Er stand auf.

„Mein Geschäft ist zu Ende, Marquise“, sagte er mit feinem kaustischen Lächeln; „soweit sich die Marquise Antoinette von Gondreville und Benjamin Bourdon verständigen können, scheiden wir als gute Freunde.“

„Sie begreifen, Herr Bourdon, daß dies Alles —“ sie deutete mit der Hand auf die Urkunde — „nicht von mir, daß es nur von meinem Vater erledigt werden kann. Ich würde Ihnen in seinem Namen danken, wenn ich nicht wüßte, daß Sie unsern Dank verschmähen. Was unsere Verpflichtungen gegen Sie —“

Er wehrte ab.

„Nicht doch, ich bin für meine Verhältnisse ein reicher Mann und habe außer meinem Vermögen noch meinen Kopf und meine Arbeit. Nicht alle Reichen können auf diese beiden Dinge rechnen.“

„So haben Sie es denn erreicht. Ich stehe als Bettlerin vor Ihnen, zu arm, zu vergelten.“

„Was mein Vater für Sie gethan? Er liebte Sie, und da ich glaube, daß auch Sie ihn liebten, so ist die Schuld bezahlt.“

Als er sich vor ihr verneigte, reichte sie ihm die Hand.

„Sie haben einen so feierlichen Ton, Herr Bour-

den, der mich ängstigt. Die unglückselige Eröffnung, mit der Sie die Unterhaltung begannen — Ich bin nicht das eitle, hoffärtige Mädchen, wofür Sie mich zu halten scheinen. Zuweilen findet eine Frau aus den verhängnißvollsten Verwicklungen einen rettenden Ausweg.“

„Sie gehören zu den Auserwählten Ihres Geschlechts, Marquise, und durch Alles, was ich Ihnen vertraut, habe ich diese Meinung bezeugt. Aber Sie sind eine Aristokratin, ich bin ein Kind der Revolution. Da ist nichts zu ändern. Uebrigens bin ich in keiner Gefahr. Ich verreise und kann die Dauer meiner Reise nicht bestimmen. Wenn ich wiederkehre, dürfte hier Vieles verändert sein. Der Kaiser liebt es nun einmal, alljährlich mit seiner Krone und Frankreich gegen die übrige Welt Va banque zu spielen. Als ein vorsichtiger Mann habe ich mein Haus bestellt.“

„Also ist dies nicht unsere letzte Zusammenkunft?“

„Nein“, sagte er, ihre Hand flüchtig an seine Lippen ziehend. „Aber Semele wahre sich vor dem Feuer des Zeus!“

„Verwegener!“ wallte Antoinette auf, aber der Ruf erreichte ihn nicht mehr, er hatte schon das Zimmer verlassen.

Gerade als er die große Treppe des alterthüm-

lichen stattlichen Hauses hinabging, stieg der Ritter Vittorio Zambelli die breiten Stufen hinauf.

Auf einem Absatz der Treppe begegneten und begrüßten sie sich mit ausgesuchter Höflichkeit. Einige Worte wurden gewechselt, ohne Bedeutung, der Arzt lachte, Vittorio hatte wie immer seinen schwermüthigen Ausdruck, der seinem Gesicht so gut stand und zugleich seine Gedanken verbarg.

Raum hatte sich Benjamin einige Schritte von dem Palast der Mortigny entfernt, als sich eine Hand auf seine Schulter legte.

„Guten Tag, Benjamin! Noch nicht in Egypten?“

Es war Desronais.

„Wie Du siehst, nein! Du bist böse, daß ich auf Deine Warnungen nicht besser geachtet habe, aber ich konnte nicht anders. Meine Pflicht — ich bin Arzt und gehöre zuerst meinen Kranken.“

„Aber jetzt bist Du gerüstet? Ich habe Dich hier erwartet, da ich Dich nicht in Deiner Wohnung traf. Höchste Eile ist nöthig. Vierundzwanzig Stunden sind noch Dein. Morgen wird Dubois Dich verhaften lassen.“

„Im Ernst?“

„Nimm die Sache nicht leicht. Napoleon ist in seinem heftigsten Zorn. Jemandeiner hat Dich bei

ihm verschwärt. Er hat Fouché" — den Namen flüsterte Desronais so leise zwischen den Zähnen, daß Keiner, wäre er auch noch so nahe an ihnen vorübergegangen, ihn verstanden hätte — „mit seinen Unteroffiziersartigkeiten überschüttet. Verräther, Terrorist sind Schmeichelnamen gewesen. Bis in sein Haus hätten sich die Ideologen und Republikaner geschlichen. Er verachte ihre Drohungen und ihre Anschläge. Aber er sei es Frankreich schuldig, Ruhe zu schaffen. Die Republik wie der Magnetismus, das seien Stichwörter für einen Charlatan. Deutlicher konntest Du nicht bezeichnet werden.“

Bourdon drückte ihm die Hand.

„Ich danke Dir, Freund! Auch hast Du Deine Sorge nicht ganz an einen Unverbesserlichen verschwendet. Alles ist rein bei mir.“

„Alles?“

Desronais machte mit der Hand die Bewegung des Rauchs nach, der, aus dem Rauchfang emporsteigend, in der Luft zerflattert.

„Gut. Und Du?“

„Ich denke wie jener römische Ritter unter Tiberius, daß die Flucht vergeblich sei, und will erwarten, was kommt.“

„Du bist ein Thor. Wenn er Dich auch nicht

erschließen läßt, die Gefangenschaft ist das härteste Uebel, das uns treffen kann.“

„Höre mich an. Flicke ich, so erkläre ich mich selbst für schuldig. Nachforschungen werden angestellt, die Freunde verdächtigt und eingezogen. Seine Diener werden mich wie ein Wild durch Europa hegen. Wer weiß, ob ich in St.-Petersburg ein Asyl fände. Ich bin kein Weltwanderer, mich reizt das Abenteuer nicht. Bleibe ich, so wirft er mich ins Gefängniß.“

„Du scheinst die Kerkerluft für sehr gesund zu halten.“

„Viele sind siebzig Jahre in ihr alt geworden. Und dann, ich troze ihm!“

„Aha, der Stoiker!“

„Ja, er soll mich nicht einen Feigling schelten. Auch habe ich einen Bundesgenossen, den Krieg. Der Zufall ist blind wie die Kugel.“

„Wenn das Deine Hoffnungen sind, so wappne Dich mit Geduld. Indes, ich wache über Dich. Gitter sind zerbrechlich und alle Mauern übersteigbar.“

„Und Du hast nichts zu fürchten?“

„Ich bin eine Fliege für den Adler, eine Ameise für den Elephanten, ich schlüpfe überall durch und werde auf ihren Leichen triumphiren.“

„Wache über den jungen Deutschen, treibe ihn zur Abreise.“

„Ich werd's. Und noch einen Andern behalt' ich im Auge.“

„Den, der vorhin zu den Mortigny hinaufging?“
Desronais nickte.

„Das ist unser Mann. Ich will verdammt sein, wenn er Dir nicht diese Suppe eingebracht hat.“

„Kann sein. Aber er wird sich über den Zustand wundern, mit dem ich sie ausesse.“

„Und noch mehr über die Rechnung, die ich ihm dereinst dafür stellen werde.“

„Leb' wohl! Auf Wiedersehen!“

In einer Straßenecke trennten sie sich mit einem Handdruck, verschiedene Wege einschlagend.

Antoinette hatte sich von ihrem Erstaunen, von der Verwirrung, in die sie die Reden und das ganze Auftreten des Arztes gestürzt, noch nicht erholt, als ihr ein Diener die Nachricht von der Anwesenheit des Ritters Gambelli bei ihren Verwandten brachte. Die Vorsicht Vittorio's, sich zunächst bei dem Grafen und der Gräfin Mortigny melden zu lassen, kam ihr nun zu gute. Eine Frist der Sammlung war ihr gegönnt. In welcher Bestürzung würde er sie sonst überrascht haben!

Neulich, auf einem großen Feste, wo sie ihm zum ersten Male in Paris begegnet war, hatte sie ihn mit

einer gewissen Angstlichkeit vermieden und, da sie bei seiner Hartnäckigkeit, sich ihr in den Weg zu stellen, nicht umhin gekonnt, einige Worte mit ihm zu wechseln, durch die Kälte ihres Tons und die Strenge ihres Blicks ihn in ehrerbietiger Entfernung gehalten. Diese Härte war nur künstlich, sie schämte sich vor ihm. Wie stolz hatte sie sich in Wien, als es sich um ein Spiel müßiger Gedanken und Möglichkeiten handelte, geweigert, am Hofe der Tuilerien eine Rolle zu spielen! „Und jetzt ist es dein Ehrgeiz, hier die erste zu spielen“, hörte sie ihn sagen.

Wie unlauter auch die Beweggründe sein mochten, die den Ritter zu Napoleon geführt hatten, diesen einen Vorzug hatte er vor ihr, daß er stets seine Vorliebe eingestanden. Er war nur der Stimme seines Herzens gefolgt, sie hatte weder Muth noch Recht, ihm Verrath vorzuwerfen. War sie nicht bereit, einen viel schlimmern Verrath zu begehen, als er je einen bedacht und vollendet?

Mit einer Röthe auf der Stirn kam sie zu ihren Verwandten hinüber.

In seiner leichten einschmeichelnden Weise hatte Vittorio den alten Grafen wie im Sturm erobert. Ohne sich das Geringste zu vergeben, konnte er den aristokratischen Neigungen und Thorheiten der Mor-

tigny das Wort reden; er selbst war von altem Adel. Seine genaue Bekanntschaft mit den Gondreville diente ihm zur weitem Empfehlung.

Die eintretende Antoinette begrüßte er ehrfurchtsvoll und doch mit einer leisen Wendung, die auf ein vertrauterer Verhältniß zwischen ihnen schließen ließ. Sie duldete es; so Auge in Auge mit ihm, wagte sie keine schroffe Zurückweisung. Auch enthielt sich Vittorio jeder Bewegung, jedes Lächelns, das sie für eine Herausforderung hätte nehmen können. Ihm genügte es, diese stolze Schönheit verwirrt vor sich zu sehen. Den schärfsten Pfeil hielt er noch im Köcher zurück. Wie mächtig ihr Anblick auch das Gefühl leidenschaftlicher Liebe wieder in ihm belebte, er hatte die Erfahrung gemacht, daß er Antoinettens Herz nicht durch Zärtlichkeit gewinnen würde. Erst mußte er einen Nebenbuhler daraus verdrängen, Rache und Eifersucht sollten der Liebe die Bahn ebnen. Daß schon der Schatten eines Größern das Bild des Mannes verfinsterte, den er haßte und fürchtete, ahnte er nicht.

Gleich stark empfanden beide das Bedürfniß, allein zu sein und sich auszusprechen. Peinlicher als Alles, was sie sich sagen konnten, fiel ihnen dies Schweigen, diese lauschende Beobachtung, in der sie gegenseitig aus ihren abgewogenen Worten einen geheimen

Sinn zu ziehen suchten. Antoinette verständigte sich leicht mit ihren Verwandten; unter dem Vorwand, daß sie selbst einen Besuch erwidern müßten, der sich nicht aufschieben ließe, gingen der Graf und die Gräfin Mortigny.

„Endlich!“ sagte Vittorio — aus dem Nebenzimmer war noch das Geräusch der sich Entfernenden vernehmlich — mit dem Ausdruck der Liebe. „Ich danke Ihnen. Die Anstrengung war zu groß. Länger hätte mein Herz sein Entzücken, seine Bewunderung nicht zurückgehalten, oder ich hätte scheiden und eine Gunst des Zufalls verlieren müssen, die sich so nicht wiederholt.“

„Bei der Freundschaft, die uns verbindet, Herr Ritter“, entgegnete sie, „doch eine unnöthige Sorge! Meine Thür ist Ihnen nicht verschlossen.“

„Nach dem, was man sich in allen Salons, auf allen Straßen erzählt —“

„Was denn?“

„Von dem Kriege mit Oesterreich. Ach, wie berechtigt ist meine Besorgniß, daß Ihre Stunden in Paris gezählt sind!“

„Ich denke noch nicht an die Abreise“, meinte sie ausweichend. „Unser Gesandter, Graf Metternich, hofft auf die Wiederherstellung des Friedens.“

„Er täuscht nur die Andern. Wie kann er glauben, daß sich der Kaiser wird einschläfern und ungerüstet überfallen lassen!“

„Was auch geschieht, mich fesselt eine heilige Pflicht an diesen Boden, das Schicksal meines Bruders. Solange ich darüber nicht beruhigt bin, den Befreiten nicht in meinen Armen gehalten —“

„Jeder wird diesen Vorsatz billigen“, kam er der Vollendung ihres Satzes zuvor, „der Marquis und die Marquise zuerst. Die Schwester gibt den Eltern den verlorenen Sohn wieder. Ein herrliches rührendes Beispiel der Geschwisterliebe! Als solches rühmt es der Kaiser. Das ist mehr als Méhul's Oper, sagt er. Die Wirklichkeit beschämt die Dichtung.“

„Der Kaiser ist sehr gnädig, er überschätzt das Verdienst meiner Handlung.“

„Nein! Sein großes Herz macht ihn nur empfänglicher für hohe Thaten und Gesinnungen. Wie sehr wird die Welt über diesen Mann getäuscht!“

„Sie sind mit ihm zufrieden, also auch er wohl mit Ihnen?“

„Ich habe niemals meine Bewunderung seines Genius zurückgehalten. Auch nicht in Wien, wo es gefährlich war, ihn zu loben.“

„Gefährlich? Doch nicht für den Ritter Zambelli?“

„Gerade für den, denn Sie waren seine Gegnerin.“

„Um so stolzer müssen Sie sich heute fühlen. Sie sehen mich als Besiegte. Ich gestehe es, die Vorurtheile meiner Erziehung, meiner Umgebung hatten mir ein häßliches Bild gemalt. Einem tyrannischen Usurpator glaubte ich zu begegnen, ein Mann ist mir entgegengetreten, in dem sich Cäsar und Augustus, die größte Kraft und die bezauberndste Liebenswürdigkeit vereinigt zu haben scheinen, um Europa zu unterwerfen.“

„Es gilt also nicht mehr als Verrath“, meinte er lächelnd, „Sie am Hofe Napoleon's des Großen in der Stellung zu wünschen, die so großer Schönheit und so vielem Geiste gebührt?“

„Ich nehme gar keinen Rang ein, ich bin eine Fremde.“

„Eine Fremde? Ist dies stolze herrliche Frankreich nicht Ihr Vaterland? Welch ein Unrecht, welchen Theil hat das kalte düstere Deutschland an Ihnen? Hierher wiesen Sie von jeher Ihre Sterne. Wir beide, wenn Sie mir diese Zusammenstellung erlauben, sind trotz unserer deutschen Mütter Kinder des Südens; wir wären in Deutschland verkümmert und erfroren. Hier darf sich die Leidenschaft frei entfalten, keine Schranke hemmt den Genius. Es ist erlaubt, das Höchste und Kühnste zu begehren, des Kaisers Beispiel ermuntert

dazu. Seine Marschälle träumen von Herzogthümern, Königreichen. Ich wenigstens, ich fange erst unter seiner Sonne wahrhaft zu leben an!“

Seine Worte sprachen nur aus, was Antoinette sich selbst zu bekennen noch nicht gewagt hatte.

„Wenn ich Sie recht verstehe“, sagte sie, „haben Sie Ihr Schicksal an das des Kaisers gekettet?“

„Ich habe ihm meine Dienste zu Füßen gelegt. Als halber Italiener bin ich überdies kein Unterthan. Aber solche äußerliche Pflichten, die wir nicht freiwillig, nicht mit Bewußtsein eingegangen sind, binden keinen Mann von Kopf und Herz. Ich bin freiwillig, mit Ueberlegung, sein Vasall geworden und rühme mich dessen.“

„Ihre Hoffnungen fliegen hoch.“

„Sie enden hier“, meinte er abgebrochen, mit einer bezeichnenden Handbewegung nach Antoinetten hin. „Das letzte Ziel meiner Wünsche steht über des Kaisers Macht, Sie wissen es wohl. Was ich an seiner Seite suche, ist mehr Stillung meiner Unruhe und meines Thatendranges als wahrhafte Befriedigung. Ich gehöre zu den Ungenügsamen; zuweilen ist es mir, als würde mich selbst eine Königskrone nicht zufriedenstellen. Gitle Thorheit, die ich vor jedem Andern verbergen würde — vor Ihnen brauche ich es

nicht; Sie haben auf den tiefsten Grund meines Herzens geblickt."

Hegte er im Ernste noch den frühern Wahn, ihre Liebe und ihre Hand zu erringen? Dann war er freilich zu dieser Stunde weiter als jemals von der Erreichung seines Wunsches entfernt.

„Ich glaubte, Herr Ritter“, entgegnete sie mit vornehmer Kühle, „es gäbe gewisse Dinge, die wir am besten beide vergäßen.“

„Auch will ich Sie nicht an jenen schmerzlichsten Augenblick meines Lebens erinnern, Gnädigste. Damals habe ich für alle kommenden Tage auf Glück und Ruhe verzichtet. Der Tumult des Krieges, die Aufregung politischer Geschäfte werden mich in ihrem Wirbel hin und her treiben, ohne Rast und ohne Wahl. Sie gewähren kein Glück, aber sie täuschen mich über die Leere und Dede des Daseins. Was ich nie besessen, ich werde es ewig entbehren und niemals verschmerzen.“

Er verstand es, dem leisen schauspielerischen Pathos, das in ihm war, den Klang der Wahrheit und echter Empfindung zu geben.

Dabei kochte in seinem Innern die Wuth. Wie in Wien wies sie ihn auch hier spröde ab.

„Immer dieser Wolfsegg“, sagte er bei sich.

Aber er war nicht mehr waffenlos wie an jenem Abend, wo sie vor ihm in die Arme ihres Oheims geflohen war. Konnte er ihre Liebe nicht gewinnen, wollte er sich doch an dem Schauspiel gesättigter Rache weiden.

„Wie oft“, antwortete sie auf seine letzten Aeußerungen, „werfen wir uns unlustig in eine Arbeit, die nach kurzem Verlauf unser Vergnügen wird! So selten weiß der Mensch, wo das wahre Glück für ihn blüht, daß er es am ungeeignetsten Orte mit der größten Hartnäckigkeit sucht.“

Wie er seine Reizung, kleidete sie ihre Ablehnung in durchsichtige allgemeine Bemerkungen.

Schnell griff er ihre Worte auf.

„Am ungeeigneten Orte! Jawohl! Die Klügsten, die Verständigsten irren vom Wege ab, dem Sumpfe zu, von einem Irrlicht, von der seltsamen Pracht einer aus dem feuchten Grunde aufsteigenden Pflanze verlockt. Zur Entschuldigung sprechen wir von der Unbezwinglichkeit der Leidenschaft, der Unbändigkeit der Jugend. Aber der erschütternde Eindruck weicht nicht aus dem Gemüth. Auch Sie werden noch darunter leiden. Der Graf Wolfsegg —“

„Was ist mit meinem Oheim?“ fragte sie. „Ist ihm irgend ein Unglück zugestoßen?“

Bitternd gedachte sie an die halben Enthüllungen Benjamin's. Wenn die Verschwörung weiter gegangen, als der Arzt behauptet, wenn die Franzosen einen Gewaltstreich gegen Wolfsegg gewagt, ihn gefangen fortgeführt! Einem Napoleon galt und war Alles erlaubt.

Die Schatten Enghien's, Palm's tauchten auf.

Der Ritter spielte den Erstaunten, Bestürzten. Was hab' ich da gemacht! schien seine Miene zu sagen.

„O dann Vergebung, Marquise! Sie sind nicht davon unterrichtet! Aber es ist nicht meine Schuld, nicht mein Vorwitz. Diese Angelegenheit hat in der That nur für die Freunde, für die Familie des Grafen Bedeutung, sodaß ich annehmen mußte, sie wäre Ihnen längst bekannt.“

Sein Schweigen, seine ausweichende Haltung machten Antoinette noch dringender.

Endlich ließ er sich von ihr sein Geheimniß entreißen: das Abenteuer mit der Sängerin.

„Und Sie schließen aus dem Allem?“ fragte sie, als er innehielt, gleichsam um ihr Gelegenheit zu geben, selbst die Geschichte zu deuten.

„Nichts Besonderes, wenn es sich nicht um den Grafen Wolfsegg handelte. Daß ein junger munterer Cavalier eine Liebesverbindung mit einem Mädchen

während seines Aufenthalts in Paris hat, daß er ihr die Ehe verspricht: es sind Geschichten kaum der Erinnerung werth. Sie erneuern sich an jedem Tage und versinken mit ihm. Aber, ich gestehe es, in dem Bilde des Grafen ist dies ein eigener Zug, beinahe zu gemeinmenschlich für den strengen Philosophen der Pflicht und der Entfagung.“

Es gelang Antoinetten nicht, sich aus ihrer Bestürzung zu erheben.

Vittorio sah die Wunde bluten, die sein Pfeil verursacht.

Beim Abschied hebte ihre Hand in der seinigen. Aber er ahnte nicht, daß der Sturz des Ideals einem Andern zu gute kommen würde. Wenn die Rache das Vergnügen der Götter ist, er hatte sie genossen; allein das Schicksal speiste ihn tückisch mit dem bloßen Schein ab; die Frucht der Rache, von der er träumte, sollte ihm nicht zufallen.

Noch lange, als er gegangen, saß Antoinette unbeweglich, vor sich hinstarrend in ihrem Sessel. In ihrem Herzen wühlten Zorn und Verachtung. Etwas wie tiefster Widerwille gegen die Männer stieg darin auf.

Zawohl, es war gemein, daß ein Cavalier sich eine Geliebte hält, sie täuscht, ihr Kind raubt, es unter

anderem Namen erziehen läßt — nur dem Oheim hätte sie es nicht zugetraut. Dieser eigene Zug, wie Vitorio gesagt, verwischte ihr sein ganzes Bild. Dieser so aufrichtige Charakter hatte eine heimliche Falte, seine Sittenstrenge einen häßlichen Flecken. Und dieser Mann, der nicht besser und würdiger war als die andern, hatte einen Augenblick in ihrem Herzen die Wage gegen den Imperator halten können? Sie hatte die Stimme ihres Gewissens, das sie zur Rückkehr aufforderte, beschwichtigen müssen! Wem hatte sie ihre Hoffnungen zum Opfer bringen, wem zu Liebe ein weltverschollenes Leben führen wollen? Einem, dem sie gleichgültig war, der sie vielleicht wegwarf, wie vor Jahren diese Athenais.

Nimmermehr! rief es in ihr.

Ihr ganzer Stolz empörte sich gegen die Handlungsweise Wolfsegg's. Unwillkürlich fachte der Wunsch, in Paris zu bleiben und eine lästige Fessel abzustreifen, die Flammen dieses Unwillens immer höher an. Um vor sich selbst gerechtfertigt dazustehen, vergrößerte sie eine Schuld, die nicht gegen sie begangen worden war.

So saß sie noch, als ihre Cousine mit geheimnißvollem Lächeln zu ihr trat und ihr ein Kästchen überreichte. Es kam aus den Tuilerien. Hastig, erschrocken öffnete es Antoinette.

Von einer Schnur Perlen umschlungen lag darin ein Papier. Als Antoinette den Brief auseinandergefaltet, hätte sie beinahe das Kästchen mit seinem Inhalte fallen lassen. Mit einem lauten Aufschrei sank sie ihrer Verwandten um den Hals.

Das Schreiben war von ihrem Bruder. Er war frei.

Fünftes Kapitel.

„Reisen Sie, sobald Sie können“, hatte Metternich vor einigen Tagen zu Egbert gesagt. „Es ist immer ein guter Wind, der uns zum Vaterlande heimtreibt.“

Als Egbert dann aus dem Palaste der österreichischen Gesandtschaft getreten war, hatte sich ein Unbekannter an ihn gedrängt und ihm zugeflüstert:

„Gehen Sie nicht zu Bourdon, er ist vor zwei Stunden verhaftet worden; man wird Ihnen Mittheilung nach Ihrer Wohnung senden.“

Ehe er sich von seinem Erstaunen erholt hatte, war der Warner verschwunden. Doch befolgte Egbert den ihm ertheilten Rath, er konnte nur von einem Freunde, wahrscheinlich von Desronais, herrühren. Die Nachricht erschütterte ihn auf das tiefste. Nun erklärte

sich das seltsame Benehmen Benjamin's während der letztvergangenen Tage. Sorgsam hatte er es vermieden, sich öffentlich mit dem Freunde blicken zu lassen. In seinen Reden war er bitterer und kürzer als je gewesen.

Ein Brief ohne Unterschrift in seiner Wohnung belehrte Egbert über die Gründe der Verhaftung: man sei einer Verschwörung gegen den Kaiser auf die Spur gekommen, Bourdon solle darum gewußt haben. Eine Anspielung auf den Opal mit dem Adler war nur für Egbert verständlich und bedeutungsvoll. Sie zeigte auf die Hand, welche nach der Meinung des Schreibers die Drähte dieses unheimlichen Spuks gelenkt. Das Wort: Vorsicht! mit dem der Brief schloß, war nicht umsonst.

Der lange angesammelte Haß Egbert's gegen den Ritter floß über. In seiner ersten Entrüstung wollte er Vittorio zur Rechenschaft ziehen; er tadelte seine Unentschlossenheit damals in der Kugel zu Wien, wo er wohl den gefährlichen Mann hätte anhalten und für immer unschädlich machen können. Sollte er ihn noch weiter sein Spiel treiben lassen, ruhig zusehen, bis auch er von der Rache des unversöhnlichen Welschen erreicht werde? War es nicht vorzuziehen, in einem Kampfe auf Tod und Leben den ganzen Streit auszufechten und zu beendigen, ehe Vittorio einen neuen

Streich führen konnte, der sich diesmal unmittelbar gegen Egbert und den Grafen Wolfsegg richten mußte?

In den lichten Augenblicken, welche die Pausen zwischen den Fieberanfällen der Sängerin ließen, hatte sie Egbert, der wachend an ihrem Bette saß, mehr aus Herzensangst als mit vollem Bewußtsein, so viel aus ihrer Vergangenheit gestanden, um ihm Klarheit in diesem Schauspiel der Verirrung zu verschaffen. Hielt sie ihn doch in ihren Phantasien bald für den Retter und Beschützer ihrer Tochter, bald für ihren eigenen Schutzengel. Aber was er so erfuhr, das wußte Vittorio ohne Zweifel bereits.

Sein Spürsinn hatte ihn sicherlich aus den ersten Reden und Fragen der Sängerin bei jenem Feste den Zusammenhang errathen lassen. Er hatte das Geheimniß des Grafen und das Lebensglück Magdalenens in der Hand.

Je friedlicher Egbert war, um so lauter fühlte er sich diesmal zum Kampf aufgerufen. Hier schien einer jener Fälle vorzuliegen, wo auch der Friedfertigeste zur Waffe greifen muß. Im Kleinen wiederholte sich zwischen ihm und Vittorio der Zwiespalt und die Kriegsnöthwendigkeit, die Napoleon und Oesterreich gegen einander führten. Die Herrschaft des Imperators schloß für jeden andern Staat Ruhe und Freiheit aus;

das Dasein Vittorio's raubte Egbert's Leben den Frieden und die Sicherheit.

In dieser Ueberzeugung würde er ohne den zur Vorsicht mahnenden Brief den Ritter zum Zweikampf herausgefordert haben. Weder die Pistole noch den Degen des Gegners fürchtete er. Zwischen den Zeilen aber las er von andern Gefahren. So gut wie in der Kugel konnte Vittorio auch hier die Herausforderung ablehnen.

Als er den Brief im Kamin verbrannte, mußte er über sich selbst den Kopf schütteln. Handelte er nicht wie ein Verschwörer? Wohin war er gerathen? Aus der Stille seiner kunstgeschmückten Wohnung, aus dem Frieden seines Gartens in den Lärm und die Menschenflut der Straße, in den Strom der Ereignisse. Allem politischen Treiben hatte er fremd, kalt und beinahe feindlich gegenübergestanden; jetzt war er von der Bewegung erfaßt worden und wurde hin und her geschleudert. Vor dem Kaiser wie vor den Republikanern Frankreichs hatte er seine deutsche Gesinnung und Art bekennen und vertheidigen müssen; gestern noch mit dem Wort, mußte er es morgen vielleicht schon mit dem Schwerte thun. Diesen galt er als gewandter Unterhändler, jenen als Verschwörer. Solche Behauptungen waren übertrieben, allein konnte er ihnen eine gewisse Wahrheit bestreiten?

Wider seinen Willen in diese Verwicklungen gezogen, hatte er der Politik allmählig Eifer und Theilnahme gewidmet. An das Geschäft, das er als lästige Pflicht übernommen, hatte er seines Geistes beste Kräfte gesetzt. Was er nur als eine Nebenabsicht seiner Reise nach Paris betrachtet, die politischen Verhältnisse der großen Nation kennen zu lernen, war nach und nach zum Hauptzweck geworden.

Anderß, als er sie sich ausgemalt, hatte er sie gefunden. Statt der einstimmigen Bewunderung für den Kaiser erfuhr er nichts als Klagen und Abneigung. Man freute sich in prahlerischer Weise der Siege, aber man haßte den Urheber des Kriegs. Seine Conscriptionen waren der Schrecken des Landvolks. Vom Hofe aus hatte sich das Gift der Selbstüberhebung und der Kriecherei vor dem Höhern bis in die tiefern Schichten des Volkes verbreitet. Der Kaiser mochte ein Römer sein, seine Höflinge und sein Volk aber glichen den Freigelassenen und den Sklaven. Die edelsten Franzosen beklagten den doppelten Verfall ihres Vaterlandes; die Revolution hätte ihren geistigen und künstlerischen Aufschwung gelähmt, ihnen aber dafür die politische Laufbahn erschlossen, eine Bahn, an deren Endziel die höchsten Güter der Menschheit winken: die Freiheit, das Glück und die Wohlfahrt Aller, in der

die größten Kräfte im Wettkampf sich erproben könnten. In der allgemeinen Verwirrung, vor den Greuelthaten des Gefindels, das sich zum Gebieter Frankreichs aufgeworfen habe, sei der Ruf nach einem Washington erschollen. Aber nicht ein Washington, ein Cäsar sei auf die Bühne getreten, und während er die Pforten des Janustempels weit geöffnet habe, sei die Pforte des Musentempels zugeschlagen und die Rostra zerbrochen worden. Wie keine Bücher, gäbe es keine politische Beredtsamkeit mehr in Frankreich; die alte geistvolle französische Gesellschaft, das Salz der Erde anderthalb Jahrhunderte hindurch, sei taub und todt und das Morgenroth der neuen Freiheit vom Pulverdampf und von den Rauchwolken brennender Städte verdüstert.

Egbert's Beobachtungen bestätigten diese Urtheile. Von der mächtigen Bewegung der Geister, welche in Deutschland neue Ideale für die Kunst, das Leben und den Staat zu schaffen suchte, war hier nicht eine Spur zu entdecken. Er verglich diese heftigen Parteifeindschaften und Zerklüftungen, die, so oft unterdrückt, sich immer wieder erhoben, mit der Einmüthigkeit der Oesterreicher, der Preußen, die, alle eines Herzens, ihren Fürsten getreu, die Stunde herbeisehnten, wo sie das Joch des fremden Eroberers abschütteln würden.

Wie Recht hatte doch der Graf Wolfsegg gehabt! Was aus der Ferne gesehen als ein gewaltiger Riesenbau, auf unerschütterlichen Quadern ruhend, mit seinem adligerkrönten Giebel die Wolken berührend, aufragte, dies Napoleonische Weltreich verwandelte sich in der Nähe zu einer phantastischen Schöpfung. Es war etwas von jener Luftspiegelung darin, von der die aus Egypten heimgekehrten Krieger mit einer Art schaurigen Entzückens noch jetzt erzählten. Nicht auf dem festen Boden der Erde ruhte dies Reich, es schwebte gleichsam auf dem Wasser, in den Wolken; ein Sturm, ein Wellenschlag, und es war dahin wie ein Traum, wie ein Märchen.

Mitten unter den Vorbereitungen zu seiner Rückreise — nun war auch noch ein Brief des Grafen gekommen, der sie ihm empfahl — überraschte Egbert der Befehl des Kaisers, sich den nächsten Morgen in den Tuileries einzustellen.

„Um halb zehn? Zu seinem Frühstück?“ sagten ihm einige Bekannte, denen er davon gesprochen. „Das ist eine seltene Ehre.“

Den Jüngling machte sie nur verlegen und befangen. So glücklich sie auch für ihn abgelassen war, er konnte der Unterhaltung mit Napoleon in Malmaison nicht ohne Schauer gedenken. Er kam sich wie

ein Zwerg neben einem Riesen vor, und selbst die Bild genügte nicht annähernd, das Gefühl seiner Ohnmacht und Zerknirschung auszudrücken. Es war nicht die gemeine Furcht, die ihn erschütterte, es war die Schicksalsmacht, die ihm aus Napoleon's Antlitz entgegenstarrte.

Zur bestimmten Stunde war er im Vorgemach des Kaisers.

Der Kammerherr betrachtete verwundert den schlichten jungen Mann, dem eine solche Ehre zu Theil geworden war. Zur Zeit seines Frühstücks pflegte Napoleon nur mit seinen Vertrautesten, mit berühmten Gelehrten und Künstlern, mit seinen Günstlingen zu reden.

„Der Kaiser will Sie allein sprechen, Herr Heimwald“, sagte der Kammerherr. „Ich gehe, Sie zu melden.“

Während er den rothsammetenen, mit goldenen Bienen besäeten Vorhang der Thür, die zu den Gemächern des Kaisers führte, in die Höhe hob, näherte sich von der entgegengesetzten Thür, durch die man in den Vorjaal trat, der dort wartende Kammerdiener, dem Jeder seinen Namen zu nennen hatte, Egbert und schob ihm hastig, den Finger auf dem Munde, ein Blättchen zu.

Egbert las die Worte:

„Lassen Sie sich nicht einschüchtern. Nichts von Benjamin. Nachher Sperlingsgasse Nummer drei. Joseph in Egypten.“

Gerade hatte er noch Zeit, den Zettel zu verbergen, als der Kammerherr wieder erschien und ihm winkte, vorzugehen.

In steifer Haltung stand der Kammerdiener wieder auf seinem Posten; in seiner Ueberraschung hatte Egbert ihm nicht einmal in das Gesicht gesehen.

Noch zwei Säle hatte er zu durchschreiten, ehe er in das Zimmer des Kaisers kam.

Er ging halb wie ein Nachtwandler. Erst als er den Kammerherrn seinen Namen aussprechen hörte, machte er mechanisch die vorgeschriebenen Verneigungen und richtete sich dann straff und starr in die Höhe.

Mit übereinander geschlagenen Armen stand Napoleon seitwärts, ihm beinahe ganz den Rücken zukehrend, in der Nähe des Fensters, vor einem Tisch, auf dem eine Karte ausgebreitet war. Er hielt den Kopf auf die Brust gesenkt, wie in Gedanken.

Am Kamin, in dem die Kohlen glühten, auf einem kleinen, mit weißem Tafeltuch bedeckten Tisch von Acajouholz war das Frühstück hergerichtet. Im Hofkleide, den dreieckigen Hut unter dem Arm, hielt sich der Präfect

des Palastes, Bauffet, daneben, der Befehle des Herrn gewärtig.

Sonst war Niemand in dem Zimmer.

Die Tapeten, die Bezüge der Sessel, die Vorhänge waren grün. Vielsach kehrte der Adler mit ausgebreiteten Flügeln, der im Schnabel den Lorbeerkranz, in der Mitte das kaiserliche N, hält, als Schmuck der Thüren, über den Fenstern, auf der Uhr, die das Marmorgesims des Kamins zierte, wieder. Ueberall auf den Tischen lagen Karten, Bücher, Papiere. Selbst während der kurzen Minuten seines Frühstücks ruhte der Geist und die Thätigkeit Napoleon's nicht behaglich aus.

Egbert hatte Muße, sich umzuschauen.

Der Kaiser schien sich nicht um ihn zu kümmern, der Präfect rührte sich nicht.

Endlich warf Napoleon einen Blick von seiner Karte nach ihm hin.

„Ah, Sie da, Herr Heimwald!“

Er war wie immer in Uniform, aber ohne Degen und ohne Ordensband.

Langsam drehte er sich um.

„Ich komme aus Ihrem Lande“, jagte er und legte die Hand auf die Karte. „Von der Donau. An diesem Strom werden die Schlachten des nächsten Krieges geschlagen werden. Man täuscht sich in Wien,

wenn man glaubt, mich überfallen zu können. Wieder Blitz werde ich unter ihnen sein. Ich werde mein Hauptquartier in Wien haben. Kennen Sie die Umgegend Wiens genau? Sagten Sie nicht, daß Sie aus Wien gebürtig seien?"

„Ich bin es, Sire, und kenne auch die Umgegend meiner Vaterstadt, nur —“

„Was?"

„Ich habe dieselbe nie als Soldat betrachtet, Sire.“

„Treten Sie heran. Ist die Karte richtig gezeichnet?"

Es war eine große Karte des Donaulaufs von der baierischen Grenze bei Passau bis nach Presburg hin.

„Soweit ich ein Urtheil darüber habe, ja, Sire.“

„Ich sehe da unterhalb Wien mehrere Inseln in der Donau, nach dem Marchfelde zu. Wie heißt die größere hier?"

„Die Lobau, Sire.“

„Fester Boden oder Sumpf?"

„Viel Wald; meist Unterholz. Und meines Wissens ohne Dörfer und wenig bewohnt.“

„Sie haben ein Wohnhaus in Wien?"

„In der Vorstadt Landstraße, Sire, und ein kleines Gut bei Schönbrunn.“

„Da werden wir bald Nachbarn sein“, warf der Kaiser mit eigenthümlichem Lächeln hin. „Ich habe gehört, Sie wollen Paris verlassen?“

„Geschäfte rufen mich zurück, Sire.“

„Und Sie sind befriedigt von Ihrem Aufenthalt? Ihre Studien haben einen guten Fortgang genommen? Die Deutschen sind ein fleißiges, arbeitsames Volk, ihre Jugend gefällt sich nicht wie die französische in entnervenden Vergnügungen, in hohlem Geschwätz und politischen Tollheiten. Sie studirt, sie lebt unter den Büchern, sie ist gehorsam. Das sind Eigenschaften, die ich hochachte. Sie haben sich in den Museen, in den Bibliotheken umgesehen?“

„Nur um den Schmerz des Abschieds um so bitterer zu empfinden; zu wenig für den Wunsch, zu viel für die Ruhe meines Herzens. Immer wird mich eine Sehnsucht zu den Schätzen der Wissenschaft und Kunst, die Eure Majestät hier vereinigt haben, zurückziehen. Das Paris Napoleon's hat das Rom Trajan's wieder erneuert.“

„Trajan war glücklicher als ich. Wenn er an den Grenzen leichte Siege über die Barbaren, über die Dacier und die Parther, errang, vergötterte man ihn in Rom. Niemand dachte daran, ihm in dem Innern des Reichs Schwierigkeiten zu bereiten. Sogar der

Senat, der ewig murrte, schwieg. Die Sophisten, die politischen Kannegießer, die Schwäger waren verstummt. Der bissige, gallfüchtige Tacitus ergeht sich in Lobreden über ihn. Kennen Sie Tacitus? Ich glaube, man liest ihn in den deutschen Schulen. Das ist unrecht; er verdirbt den Geschmack und die Gesinnung der Jugend. Er ist ein Geschichtsfälscher. Aber er büßte seinen kleinlichen Haß doch nur an den todtten Cäsaren. In Frankreich indessen singt man Spottlieder auf die Lebenden. Ich habe mehr für Frankreich gethan als Trajan für Rom. Und was ist mein Dank? Diese Jakobiner ruhen nicht. Sie können Frankreich nicht still, groß und glücklich sehen. Da sie zu ohnmächtig sind, einen wirklichen Sturm zu erregen, schlagen sie Seifenschäum in einem Barbierbecken. Ich muß die Narren in einen Thurm hinter Schloß und Kiegel setzen lassen. Ein Irrenhaus wäre besser für sie, gehörten nur die Aerzte nicht selbst zu den schlimmsten Tollen. He, Sie waren ja wohl mit diesem Benjamin Bourdon bekannt?"

„Ja, Sire. Ich hatte ihm den letzten Gruß seines sterbenden Vaters zu bringen.“

Den Löwen muß man unverwandt anblicken, will man vor seinem Sprunge halbwegs sicher sein. Egbert schaute den Kaiser ohne Stolz und ohne Furcht an.

Er kam ihm heute kleiner und stärker, sein Gesicht gelblicher vor als neulich in Malmaison.

„Seines Vaters? Was ist das für eine Geschichte?“

In kurzen Worten erzählte Egbert jenes Abenteuer bei der Rabenmühle im Murachgrunde.

Kein Zug hatte sich in dem strengen Antlitz Napoleon's geändert, kein Nerv auch nur leise gezuckt. Seine Augen bewahrten ihre Klarheit und Schärfe, seine Stirn ihre Höhe und Glätte.

„Richtig“, sagte er, die Hand in die Seite gestemmt, „ich entsinne mich. Der Vorfall ist umständlich von den Gerichtszeitungen mitgetheilt worden. Sie haben eine schlechte Polizei in Oesterreich. Die Thäter nicht herauszufinden! Das hat Sie Benjamin Bourdon genähert. Es begreift sich. Welche Theilnahme hätten Ihnen auch seine politischen Schwärmereien einflößen können? Die Deutschen sind keine Republikaner. Sie lieben ihre Fürsten. Schon seines Gehorsams wegen ist es ein Glück, über dieses Volk zu herrschen. Sie haben niemals die Waffen getragen?“

„Niemals, Sire, aber ich kann sie führen.“

„Gegen mich“, lachte der Kaiser und nahm aus einer kleinen Dose eine Prise Schnupftabak. „Man richtet in Oesterreich Landwehren ein, halbe Bürger, halbe Soldaten. Das ist nichts. Solche Massen halten

nicht Stand. In Spanien hat sich Jeder von der Nutzlosigkeit dieser Volksbewaffnung überzeugen können. Nicht einmal den Paß von Somo-Sierra haben sie gegen einen Reiterangriff behauptet. Da reden sie viel von den Spartanern. Was waren die Spartaner? Soldaten von Kindesbeinen an, nichts als Soldaten. Kriegsführen kann nicht jeder Bandit, das Kriegsführen ist eine Kunst."

Da er innehielt und die letzten Körnchen Tabak in die Luft streute, antwortete Egbert:

"Sie beweisen es der Welt aufs neue, Sire."

"Was will also Ihr Kaiser?" kam Napoleon auf seinen Gedanken zurück. "Mich einschüchtern? Die Landwehr, die Tiroler Bauern, von denen mir der König von Baiern so besorgt schreibt, das sind Schatzen. Meine Regimenter werden sie vor sich herjagen. Man beruft sich auf Frankreichs Beispiel in der Revolution. Die Heere, die der Wohlfahrtsausschuß aufgestellt, die Generale der Republik, die das Vaterland gerettet — Thorheit, Fabel der Jakobiner, um die Guillotine in Vergessenheit zu bringen oder doch zu entschuldigen. Ich habe die Armeen Frankreichs geschaffen und unüberwindlich gemacht, ich allein! Der Kaiser Franz wagt einen hohen Einsatz, vielleicht seine Krone."

So sprechend war er, die Hände auf dem Rücken, in dem Zimmer auf und nieder gegangen.

Er sah starr vor sich hin.

„Diese alten Dynastien Europas, glauben sie das Vorrecht ewiger Dauer zu haben? Sind sie nicht auch einmal aus der Tiefe des Volkes durch einen großen Mann auf den Gipfel der Hoheit gestiegen? Waren sie nicht auch einmal arm und namenlos? Jener Graf Rudolph von Habsburg war ein kleiner Rittersmann, und nun meinen seine Nachkommen von besserem Blute zu sein als ich! Das ist der wahre Mann, der sich selbst sein Glück schafft. Ist das nicht auch Ihre Meinung?“

Blöcklich, wie es seine Weise war, hatte er den Kopf erhoben und schaute Egbert an.

„Ich bin ein Bürgerlicher, Sire.“

„Und können also nicht anders denken als ich. Aber es ist ein Zauber um das Alter einer Krone, ein Zauber! Als ob das Gold und die Steine, aus denen sie besteht, Wunder wirken könnten! Was hilft es mir, daß ich die Throne umstürze? Wird der meine dadurch älter? In Asien ist es anders. Dort ist das wahre Feld für einen großen Ehrgeiz, einen großen Ruhm. Wenn ich in Egypten geblieben wäre —“

„So würde die Geschichte Frankreichs, ja Europas um glorreiche Blätter ärmer sein, Sire.“

„Sie gefallen mir, Herr Heimwald. Sie haben eine offene und muthige Sprache. Ich möchte Sie in meine Dienste ziehen. Nicht jetzt, im Kriege steht Jeder zu seiner Fahne. Ich liebe die Verräther nicht. Aber der Krieg dauert nicht beständig. Es wird wieder Frieden werden, ein langjähriger Frieden, ich will's. Darum werden meine Schläge rasch und entscheidend fallen.“

„Wenn Eure Majestät den Frieden wollen, könnte er nicht der hangenden Welt schon jetzt geschenkt werden, vor jenen vernichtenden Schlägen, die Sie uns drohen? Ich spreche für mein Vaterland, Sire.“

Der Präfect des Palastes zuckte zusammen und winkte mit seinem Hute dem kühnen Sprecher Schweigen zu.

„Ich bin nicht der Kaiser von Oesterreich“, erwiderte Napoleon, und indem er hart auf dem Parquetboden des Gemachs auftrat, knarrte sein Stiefel.

„Sie sind mehr, Sire“, entgegnete Egbert mit raschem Geistesmuth. „Durch Schicksal und Genius sind Sie der Gebieter dieses Welttheils. Mehr Schlachten haben Sie gewonnen als Alexander und Friedrich zusammen. Die wir tief unten stehen, wir wissen nicht, welche noch höhere Staffel des Glückes und der Herrlichkeit Sie ersteigen wollen, aber dies wissen wir, daß

keine die Größe Ihres Ruhms vermehren kann, keine, die auf Leichenhaufen gefallener Krieger erklommen wird. Ein Anderes wäre es, wenn Sie in den Lorbeerkranz, mit dem Ihr Adler zur Sonne aufsteigt, den Olivenzweig des Friedens flechten wollten. Dann erfüllte sich jene Hoffnung reich und voll, die durch Deutschland ging, als Sie den Thron Frankreichs und Italiens bestiegen. Ein neuer Karl der Große ist gekommen, sagten wir uns."

Abichtlich oder unabichtlich stieß der Präfect mit dem Ellbogen an den Frühstückstisch, daß Gläser und Teller darauf klapperten; es war ihm kein anderes Mittel eingefallen, diese nicht einmal im tadellosen Französisch gehaltene Rede zu unterbrechen.

"So lassen Sie ihn doch reden, Bauffet", fuhr ihn der Kaiser an. "Soll ich nicht hören, was die deutsche Jugend von mir denkt? Sprechen Sie weiter."

"Wir riefen uns", fuhr Egbert fort, "das Bild jenes gewaltigen Kaisers zurück, der beiden Völkern, den Franzosen wie den Deutschen, angehört. Nach der Besiegung seiner Feinde hatte er der Welt den Frieden gegeben. So, glaubten wir, würde auch Eure Majestät eine Aera des Friedens heraufführen. Und wie damals, so steht auch jetzt noch diese Entscheidung bei Ihrem höchsten Willen. Siebzehn Jahre rast der Krieg

durch Europa, Deutschland ächzt unter dem ehernen Tritt Ihrer siegreichen Legionen. Alle seine Völker zahlen Ihnen Tribut an Geld, Waffen und Menschen. Kann die Gerechtigkeit Eurer Majestät es uns verargen, wenn wir nicht mehr glauben in Friedenshobeit einen zweiten Karl den Großen am Ufer des Rheins walten, sondern einen herrischen Germanicus oder Drusus uns mit sklavischem Joche, mit Untergang bedrohen zu sehen? Ein Wort von Ihnen vermag diesen Aufruhr unseres empörten Gefühls zu stillen, Sire! Ein Wort: daß Sie im Besiz einer unermesslichen Herrschaft uns den Frieden schenken und die Freiheit lassen. Wie freudig wollten wir Sie dann, in der Sicherheit unserer Grenzen, unserer Eigenthümlichkeit, als höchsten Oberherrn Europas mit dem Rufe: Es lebe der Imperator! begrüßen! Eins steht für uns außer Frage: wir sind Deutsche, wir wollen deutsch bleiben und niemals die Unterthanen der Franzosen werden.“

Bauffet hatte sich hinter den Tisch geflüchtet; er schien ein Erdbeben, einen Schlag des Kaisers oder eine ähnliche Ungeheuerlichkeit zu fürchten.

Gegen seine Gewohnheit blieb Napoleon kalt und starr. Mochte er nun seinen Zähorn zügeln, oder war er in Wahrheit durch die Rede Egbert's nicht gereizt, er sah ihn mit seinen stolzen Augen gemessen an. Es

war doch, als hätte der Jüngling, dem das Roth der Begeisterung auf den Wangen glühte, nur zu einem Marmorbilde gesprochen.

„Ich habe das zum ersten Mal gehört“, sagte er, „ich danke Ihnen. Die französischen Republikaner wollen mich über das Meer jagen oder mich tödten; die deutschen Schwärmer wollen mir den Degen zerbrechen. Aber was ich bin, junger Mensch, bin ich durch meinen Degen. Das überlegen Sie nicht. Zerbricht dem Homer seine Leier, Canova seinen Meißel oder mir das Schwert, es ist dasselbe. Führe ich Kriege zu meinem Vergnügen?“

Er hatte die letzten Worte heftig herausgestoßen und Egbert einige Schritte entgegen gethan, die Hand ballend, aber im nächsten Augenblick mäßigte er sich. Der junge Deutsche erschien ihm zu klein und nichtsbedeutend für eine tragische Scene, wie sie sein kaiserlicher Zorn aufzuführen liebte.

„Sieg und Eroberung, das ist mein Handwerk, meine Kunst. Die Ihrige mag die Dichtung sein. Jedem sein Wesen. Ueberall und immer zermalmt die stärkere Kraft die schwächere. Ich bin das Schicksal, das eine neue Welt schafft. Wollt Ihr Deutschen Euch nicht fügen, so zerbreche ich Euch. Was sind mir die Unterschiede der Völker, was ist mir Euer Volksthum?“

„Dann haben Eure Majestät Recht, uns einen Krieg um Sein oder Nichtsein anzukündigen.“

„Reisen Sie schnell, damit meine Reiter Sie nicht überholen. Welchen Tag haben wir heute?“

„Es ist ein Mittwoch, der zweiundzwanzigste Februar.“

Eine Weile stand der Kaiser sinnend vor seiner Karte; er rechnete.

„Drei Monate! Im Mai denke ich in Wien zu ein. Ueber viele Leichenhaufen, wie Sie vorhin sagten. Dann können wir im Garten von Schönbrunn das Gespräch wieder aufnehmen, wenn“ — und nun kehrte er ihm sein düsteres Gesicht noch einmal zu — „wenn Sie noch leben.“

„Wenn ich noch am Leben bin, Sire — ja!“

Egbert sagte es mit heiterem Muth; der angebrohte Tod auf dem Schlachtfelde hatte nichts Schreckliches für ihn.

Ein wenig hob Napoleon seine kleine weiße Hand — Egbert war entlassen.

Die Vorzimmer waren von Bittsuchern, von Ministern mit ihren Acten, von Offizieren, Staatsrätthen und Senatoren überfüllt. Länger, als sie vermuthet, hatte die Audienz gewährt. Aller Augen hingen neugierig an dem Jüngling; die einen erstaunten über eine so

große Günst, die einem Fremden widerfahren, die andern suchten gespannt in seinem Gesichte zu lesen, in welcher Stimmung sich der Kaiser befände.

Mit flammenden Augen durchschritt Egbert ihre Reihen; kaum hatte er ein rechtes Bewußtsein von der Gegenwart so vieler Menschen. Erst als er die Treppe nach dem Hofe, wo die Wagen in langer Reihe standen, hinabeilte, fing er an, freier zu athmen und sich selbst wieder zu fühlen. So lange hatte ihn eine unsichtbare Macht vorwärts getrieben, hatte er, wie im Anblick einer furchtbaren Naturerscheinung, sich gleichsam seines Wesens entäußert gefunden. Männlich hatte er sich des Eindrucks erwehrt, aber seine Empfindung und sein Wille, die sich langsam aus dem Zauberbanne lösten, waren wie zerrissen und gebrochen. Ihm fiel aus seinem Schiller das Gedicht von dem Jünglinge in Sais ein, der frevelnd das Bild der Isis enthüllt.

Hatte er durch eine Fügung des Zufalls die Wahrheit und das Schicksal gesehen?

In den Wagen steigend, gedachte er des Zettels, den ihm der kaiserliche Kammerdiener gegeben. Von wem konnte die Mahnung herrühren als von Desronais, der sich ihm schon wiederholt hülfreich erwiesen?

Fest entschlossen, seine Heimreise am nächsten Tage anzutreten, hatte er nur eine kurze Spanne Zeit zu

seiner Verfügung. Wie glücklich traf es sich, daß ihn Desronais zu diesem Stelldichein beschied! Er hoffte nicht ganz ohne Trost und Hoffnung hinsichtlich Benjamin's von ihm zu gehen.

Die Sperlingsgasse, eine von den vielen Straßen, die im engen Gewirr zwischen dem Palais Royal und dem Vendômeplatz liegen, war bald erreicht.

Das Haus, welches die Nummer drei trug, hatte fünf Stock und ganz das Aussehen eines viel bewohnten Miethhauses.

Eintretend wußte sich Egbert nicht anders zu helfen, als daß er dem Hausmeister die Losung: „Joseph in Egypten“ in fragendem Tone zurief.

Der Hausmeister betrachtete verwundert den hübschen blonden jungen Mann in der reichen Hofkleidung.

„Joseph? Ist mir nicht bekannt. Aber vielleicht Potiphar. Im dritten Stock, die erste Thür linker Hand.“

In seinem erregten Zustande, wo Alles noch in ihm zitterte, das Gewicht schwerster Gedanken auf ihn drückte, achtete Egbert weder auf den spöttisch frechen Blick, noch auf die Entgegnung des Hausmeisters. Er hörte nur, wohin er seine Schritte zu lenken habe.

„Dritter Stock, links!“ rief ihm der Mann nach, als er die schmale steile Treppe hinanging.

Er mochte Egbert für einen jungen berauschten Wüßling halten.

Ueber Egbert kam eine unbehagliche Ernüchterung und Enttäuschung, als ihm nach einem zweimaligen Klopfen die bezeichnete Thür geöffnet wurde und er sich der verführerischen Mademoiselle Zephyrine gegenüber sah. Dem verschlagenen, erfindungsreichen Desronais erschien es wahrscheinlich als eine treffliche Finte, den Gegner zu überlisten, wenn er sich bei einer Tänzerin der Oper ein Stelldichein mit einem Freunde Benjamin Bourdon's gab. Aber für Egbert stand die Sache bedenklicher. Er gehörte nicht zu den Freunden Zephyrinens. Am Krankenbett der Sängerin, wo sie beide sich oft in gleich frommer Pflicht getroffen, war etwas wie ein kleiner Krieg zwischen ihnen ausgebrochen, ein Krieg ohne Worte. Mademoiselle Zephyrine hatte es an Winken und Blicken nicht fehlen lassen, dem jungen Mann unzweideutig ihre Gunst auszudrücken, und er hatte bis heute den Unnahbaren und Unzugänglichen gespielt. Von diesem Liebeskrieg konnte Desronais freilich nichts wissen, aber Egbert's Verlegenheit war um so größer.

„Mademoiselle“, stammelte er, „diese Störung! Am frühen Morgen! Was müssen Sie von mir denken!“

„Ich bin ja schon aus dem Bett und in leidlich

schicklicher Toilette, um Sie zu empfangen, Herr Philosoph“, lachte sie und zeigte ihm ihre weißen Zähne. „Oder nicht? So sehen Sie mich doch einmal an!“

Ein anmuthiges neckisches Geschöpf mit listigen Augen, in weißem Morgenkleide von feiner Wolle mit Rosa-Seidenschleifen.

„Sie sind bezaubernd, Mademoiselle“, sagte Egbert.

„Also ist sie wenigstens von meinem Besuch unterrichtet“, tröstete er sich selbst. „Ergib dich drein, Desronais kann in jeder Minute eintreten und dich von der peinlichen Zwiesprache befreien.“

Er hatte aber doch nicht umhin gekonnt, auf dem kleinen Sopha neben ihr Platz zu nehmen.

„Sie kommen aus den Tuilerien? Vom Kaiser?“

„Ja, Mademoiselle. Man hatte mir auf so seltsame Weise eine Einladung zugestellt —“

Wie eine Schlange schlüpfte sie über seine letzten Worte hinweg.

„War er gnädig zu Ihnen? Man sagt, die Oesterreicher und noch mehr die Oesterreicherinnen hätten eßt besond eres Glück bei ihm.“

„Das wäre drollig im Augenblicke, wo er uns den Krieg erklären will.“

„Früher waren die Polinnen bei ihm oben auf. Er liebt das Ausländische, er ist gar kein rechter Franzose.“

„Darüber hab' ich keine Entscheidung. Und was seine Neigung für die Oesterreicher betrifft, mir hat er sie nicht merken lassen.“

„Desto mehr der schönen Deutschen, die Sie ja auch kennen — oder ist sie eine Französin?“

„Die junge Marquise von Gondreville?“

„Dieselbe. Sie gleicht einer Medaille: gestern kehrte sie die deutsche, heute die französische Seite hervor. Das ist die erste Eroberung, die Napoleon über Oesterreich errungen.“

„Mademoiselle —“

Er saß wie auf Kohlen.

Zephyrine lachte ihr festes und übermüthigstes Gelächter.

„Was Sie für Augen machen! Wie der blödeste Schäfer! Zwischen den Tuilerien und der Oper gibt es unterirdische Verbindungen. Im Schlosse hat man keine Ohren und keine Augen, hinter unsern Coulißen aber eine desto geläufigere Zunge. Man erzählt sich Wunderdinge von der Schönheit dieser Dame. Sie soll den Kaiser bezaubert haben. Gott Amor ist doch noch stärker als der große Napoleon. Diese Schönheit bleibt uns, sie wird nicht nach Ihrem traurigen Deutschland zurückkehren. Ihre Verwandten haben das Nachsehen. Athenais lachte mitten in ihrem Fieber, als

ich es ihr erzählte. Sie kennt die Familie — ich hab' den Namen vergessen — und gönnt's den stolzen Aristokraten. Der eine hat sie treulos verlassen, die andere —"

„Mademoiselle!“

„Tödten Sie mich nur nicht! Oder sind Sie der Bräutigam der Marquise?“

„Ich und die Marquise von Gondreville? Wo denken Sie hin, Mademoiselle! In Oesterreich kann ein Bürgerlicher keine Gräfin heirathen.“

Noch zur rechten Zeit hatte er sich besonnen, daß er seinen Ingrimm in sich verzehren müsse. Jeder Ausbruch würde ihn nur lächerlich gemacht und Antoinette vor einer so untergeordneten Theaterheldin bloßgestellt haben. Für seine stolze Seele war es schon empfindlich genug, daß der Name seines Ideals auf den Lippen einer Zephyrine entweicht wurde. Von Allem, was sie plauderte, wollte er kein Wort glauben; er war überzeugt, daß er dies Geschwätz vergessen würde, wie man die Reden vergißt, welche man in einem wüsten Traum hält oder hört, sobald ihn die schwüle Luft dieses Gemachs nicht mehr bedrückte. Wenn nur Desronais käme; sein Zögern war unverantwortlich.

„Welch ein schreckliches Land!“ hatte Zephyrine

die Hände zusammengeschlagen. „Da könnte ich wohl keinen Grafen, keinen Senator heirathen? Das ist barbarisch!“

„Doch, wenn sich einer findet.“

„Zehn für einen unter Euch Wilden! Und Sie wollen dahin zurück? Freilich, wenn der Kaiser Sie angefahren hat. Stehen Sie nicht auf, bleiben Sie sitzen. Bei mir schadet Ihnen die Ungnade des Kaisers nicht. Im Gegentheil!“

„Sie sind sehr gütig, Mademoiselle.“

„Und Sie verdienen diese Güte gar nicht. Sie behandeln mich schlecht. Statt mich anzusehen, blicken Sie beständig nach der Thür. Eine verwünschte Thür! Wer soll denn durch sie eintreten? Oder wollen Sie mir entfliehen? Da will ich gleich vorgehen.“

Ehe er sie festhalten konnte, war sie aufgesprungen, hatte die Thür verschlossen und den Schlüssel abgezogen

„Schöner Adonis“, lachte sie, „nun bist Du gefangen!“

„Das ist zu viel! Ist das Ernst oder Scherz? Hab' ich eine Freundin oder eine Feindin vor mir?“

„Ich will Ihnen einen guten Rath geben, mein Herr Deutscher. Sie haben Ihre Hände in eine mißliche Geschichte gesteckt.“

In der That war Egbert's Lage mißlich genug. Eingeschlossen mit dem schönen, lustigen, verschmitzten Mädchen, dessen Handlungsweise er nicht durchschauen konnte, das ihm aber offenbar, schon um sich wegen seiner Gleichgültigkeit zu rächen, eine kleine Verlegenheit und Angst gönnte! Und Desronais kam noch immer nicht!

„Was für eine Geschichte, Mademoiselle?“

Er hatte ihre beiden Hände ergriffen, in der Hoffnung, sich des Schlüssels zu bemächtigen, den sie in der Rechten festhielt.

„Dieser Benjamin Bourdon ist ein großer Verschwörer. Ich habe mich stets vor ihm gefürchtet. Niemals hätte ich ihn wie Athenais zu meinem Arzt genommen. Jetzt sitzt er tief im Unglück! Was kümmerte er sich auch um den Staat! Er hatte mit seinen Kranken und seiner Häßlichkeit vollauf zu thun!“

„Er sitzt im Gefängniß. Haben Sie Nachricht von ihm, Mademoiselle? Wird ihn der Kaiser verbannen?“

„O, mein Herr, hier zu Lande spaßt man nicht mit Verschwörungen. Es wird ihm den Kopf kosten.“

„Um Gotteswillen!“

Egbert hatte ihre Hände losgelassen.

„Zu solch Aeußerstem sollte der Kaiser seine Zustimmung geben? Unmöglich!“

„Rette sich, wer kann! Und Sie zuerst! Sie wußten um die Verschwörung. Sie waren unzertrennlich mit Bourdon zusammen, Rastor und Pollux, um den Kaiser“ — nun machte sie die pathetische Bewegung einer Primadonna, die sich den Dolch in die Brust stößt. „Zum Zeichen dessen tragen Sie einen geschnittenen Stein bei sich, einen Opal mit einem Adler. Leugnen Sie nicht!“

„Mademoiselle!“

Es war undenkbar, daß sich Desronais der kleinen spitzbübischen Hexe gegenüber so weit hätte vergessen sollen. Aber woher, von wem wußte sie das Geheimniß des Opals?

Sein Erschrecken verdoppelte ihre Keckheit.

„Leugnen Sie nicht“, wiederholte sie. „Dieser Stein war das Zeichen der Verschwörer, daran erkannten sie sich. Wenn man Sie verhaftet und denselben bei Ihnen findet —“

„Warum sollte ich verhaftet werden?“

„Im Augenblick Ihrer Abreise wird man Sie festhalten, durchsuchen, unter irgend einem Vorwand. Man wird den Opal bei Ihnen finden.“

„Ein ganz unschuldiger Stein, eine Spielerei.

Was hat man Ihnen für Märchen eingeredet, Mademoiselle! Es sind Fieberträume. Ist vielleicht Mademoiselle Dechamps um meine Sicherheit besorgt?"

„Wenn der Stein eine Spielerei ist, so schenken Sie ihn mir! Zum Angedenken!"

„Den Opal? Ihnen?"

„Mir bringt er keine Gefahr. Ihnen kann er das Leben kosten.“

In Egbert stieg der Verdacht auf: sie ist von Vittorio Zambelli gewonnen worden, er will den Stein wieder haben, den Opal, der ihn verrathen könnte!

Um keinen Preis hätte er sich jetzt dieses Zeichens von so schrecklicher Beweisskraft entäußert.

„Das Leben?" sagte er. „Nun ja, ich werde den Stein bis zum letzten Blutstropfen vertheidigen. Aber Sie, Mademoiselle, zu welcher schlechter That lassen Sie sich verleiten! Welchen Menschen dienen Sie!"

„Ich? Retten will ich Sie, und Sie beschuldigen mich? Was hab' ich denn gethan? Ich setze Sie und meine Freunde den größten Gefahren aus, um Sie zu warnen, um Sie zu bitten, diesen Unglücksstein von sich zu werfen, und zum Dank dafür schelten Sie mich eine Verrätherin! Diese Männer, wie so gar nicht verstehen sie ein Frauenherz!"

In dem Ausdruck ihres Gesichts, in ihrer Stimme

war Wahrheit. Konnte Vittorio ihre Liebe zu Egbert nicht mißbraucht haben?

„Verzeihung, Mademoiselle, wenn ich Sie gekränkt habe“, sagte er. „Allein der Zufall hat mir einen so eigenthümlichen Streich gespielt. Die Einladung, die ich von Ihnen erhalten, schrieb ich einem Freunde Bourdon's zu. Ich sehe Sie im Besitz eines Geheimnisses —“

„Nun gestehen Sie es selbst, daß ich in Allem Recht habe.“

„Ja, ja, Mademoiselle! Von wem aber erhielten Sie diese Kunde?“

„Von wem, das ist gleichgültig. Folgen Sie nur meinem Rathe, meiner Bitte!“

„Ich kann, ich darf nicht! Wenn Sie mir den nennen wollten —“

Im Nebenzimmer ward ein Geräusch vernehmlich.

„Wir sind verrathen!“ rief Zephyrine schluchzend, die Hände ringend, und wollte aus dem Gemach eilen.

Aber die Röthe ihres Gesichts machte sie Egbert verdächtig; es schien ihm gewiß, daß er in eine Falle gerathen sei.

„Sie werden nicht gehen, Mademoiselle“, sagte er entschlossen und hielt die sich Sträubende fest, „bis Sie mir Alles gestanden haben.“

„Undankbarer, ist das der Lohn für meine Liebe? Daß ich Sie vor Ihren Feinden retten wollte, die mächtiger sind als —“

Die Fortsetzung wurde ihr abgeschnitten. Drei Schläge geschahen draußen an der Tapetenthür.

„Deffnet im Namen des Kaisers!“

Zephyrine warf Egbert einen unbeschreiblichen Blick zu; Leidenschaft, Sorge, Mitleid für ihn malte sich darin mit einem gewissen Triumph der gekränkten Unschuld: Nun wirst Du es zu Deinem Schaden erfahren, daß ich die Wahrheit gesagt habe.

„Deffnen Sie, Mademoiselle“, sagte Egbert, der nichts sehnlicher herbeiwünschte als ein Ende dieses tragikomischen Abenteuers, durch wessen Dazwischenkunft es auch geschehen mochte.

Das Mädchen zuckte mit den Schultern und schloß auf.

Lachend trat Desronais ein.

„Da bin ich.“

Der Polizeimann war zu oft durch die Säle des Palais Royal geschritten, im Garten Frascati und im neumodischen „türkischen Garten“ gewesen, um von Demoiselle Zephyrine nicht obenhin gekannt zu sein.

„Das ist auch eine Art, bei Damen einzutreten“, zog sie ihm ein Mäulchen. „Bin ich eine Staatsverbrecherin?“

„Noch nicht, mein Schatz, aber wenn Du immer so laut schreist wie vorhin, könntest Du leicht eine werden. Jedes Wort, das Du mit dem Herrn dort redetest, war draußen im Corridor vernehmlich. Und das Haus ist so leicht gebaut, hier haben die Wände Ohren. Laß einmal sehen!“

Mit der Miene tugendhafter Entrüstung suchte sie ihn abzuwehren, denn er schritt gerade auf die Thür zu, die in das Nebengemach führte, aber er schob sie beiseite.

Es war Zephyrinens Schlafzimmer. Niemand war darin.

Desronais' Augen gingen hin und her.

„Und doch war einer darin“, murmelte er.

Er witterte gleichsam noch in der Luft das ihm feindliche Element.

„Und nun, Kinder, die Wahrheit“, sagte er, in das Vorderzimmer zurückkommend. „Die Damen haben den Vorrang. Aber, Mademoiselle, nicht Ihr guter Freund Desronais, der sehr beglückt wäre, wenn er in der Lage dieses jungen Mannes, seines theuren Freundes, gewesen, die Polizei fragt Sie. Welch komische Oper wird hier aufgeführt? Eigene Erfindung?“

Seinetwegen hätte Zephyrine eine Lüge vorbringen können, Egbert würde sie nicht verrathen haben. Halb

war er schon mit ihrer tollen That ausgeföhnt. Der erste Antrieb dazu war ja ihre Liebe zu ihm gewesen. Dennoch war er erstaunt, daß sie Desronais gegenüber bei der Aussage, die sie ihm vorhin gemacht hatte, beharrte. Gestern Abend hatte sie erfahren, daß Egbert in großer Gefahr schwebe, eines Steines wegen, den er bei sich trüge. Man hatte es ihr angedeutet oder sie hatte es in ihrer Angst so aufgenommen, daß mit dem Verlust dieses Steins auch die Gefahr verschwinden würde. Da der Herr auf eine Einladung ihrerseits schwerlich gekommen wäre — „diese Deutschen sind ja so verzweifelt tugendhaft“, wob sie, den Finger drohend erhoben, ein — sei sie auf den Ausweg gekommen, ihn kurz vor seiner Audienz bei dem Kaiser zu einem geheimnißvollen Stelldichein bescheiden zu lassen.

„Du bist ein braves Mädchen und der Herr da ist Dir einen Kuß schuldig“, entschied Desronais. „Aber die Gerechtigkeit ist wohl blind, die Polizei nicht, Schätzchen. Wer hat Dich von allen Dingen, die Herrn Heimwald betreffen, so genau unterrichtet?“

„Ich hab' es ihm nicht gesagt, als er mich darum bat“, sagte sie, auf Egbert deutend. „Ihnen, Herr Desronais, werde ich es gewiß nicht sagen. Reverenz der Polizei, allein das geht sie nichts an.“

„Doch, doch! Hätte der Bürger Fouché, wollte sagen, Se. Durchlaucht der Herzog von Otranto zu Deinem Lärvochen Vertrauen gefaßt?“

„Bitte!“ wehrte sie ab.

„Richtig, die große Oper ist aristokratisch und fällt in Ohnmacht, wenn sie einen Jakobiner riecht. Wenn Dir aber Fouché nichts verrathen, so ist es ein Italiener gewesen. Ein Ritter Vittorio Zambelli. Wie Du roth wirst!“

„Ich schwör' es Ihnen, Herr Desronais —“

„Es ist gut! Herr Heimwald, schließen Sie Ihren Frieden mit der Dame. Ich wende mein Gesicht ab. So, ein Kuß in Ehren und gute Freundschaft. Es soll Dein Schaden nicht sein, mein Kind, Desronais verpflichtet zu haben. Es lebe die Freude, es lebe die Polizei; die beiden sind immer zusammen und sterben niemals aus.“

Als die beiden Männer aus dem Hause getreten und in den Wagen gestiegen waren, sagte Desronais:

„Sie müssen fort in aller Eile! Morgen schon! Nachdem ihm dieser Versuch, sich des Opals zu bemächtigen, mißlungen ist, wird er einen Gewaltstreich gegen Sie wagen. Er hat nur eins übersehen, daß er sich selbst verrathen hat. Er will den Stein aus der Welt schaffen, das einzige Gedächtniß der Unthat. Er ist der Mörder Jean Bourdon's!“

„Er ist der Mörder!“ wiederholte Egbert.

„Nicht Sie, dieser Stein, der den Mord gesehen hat, ängstigt ihn wie ein unabweislicher Zeuge; ein Gotteszeuge, sagen die Gläubigen. So wollte er auch nicht an das Leben, nur an die Papiere Bourdon's. Die List war nicht schlecht, die Neigung des tolln Mädchens zu Ihnen für seine Absicht zu benutzen. Ihre Hartnäckigkeit, den Opal auszuliefern, wird ihn vorwärts treiben, Ihr Leben anzutasten. Heute konnte ich Sie beschützen — einer meiner Leute, der Ihrem Wagen gefolgt war, theilte mir mit, wo Sie geblieben — aber ich bin weder allsehend noch allmächtig. Verlassen Sie die Stadt, je eher, je besser. Wie ist denn Ihre Audienz bei dem Kaiser abgelaufen?“

Egbert berichtete so getreu, als ihm möglich war, Napoleon's und seine eigenen Worte.

„Sie haben gesprochen wie ein Mann“, meinte Desronais, „aber sehr einladend zum Bleiben in Paris ist das Ganze nicht. Hüten Sie sich, ihm zum zweiten Male zu begegnen. Gerade daß er seinen Zorn bezähmte, verheißt Ihnen nichts Gutes.“

„Auch bin ich zur Abreise gerüstet. Bringen Sie mir keine Nachricht von Benjamin?“

„Er studirt die stoische Philosophie und übt sie zugleich praktisch im Thurm von Vincennes. Nach

einem Siege an der Donau wird ihn die Gnade des Kaisers der Freiheit zurückgeben. Ein Spizbube, der einen ehrlichen Mann nach Laune heute in den Kerker wirft, morgen daraus entläßt; das ist ein tragischer Gegenstand, wenn es nicht der Weltlauf und folglich nur lächerlich wäre. Da sind wir vor Ihrem Gasthause. Steigen Sie allein aus. Ich fahre noch weiter. Die Hausdiener sind so neugierige Menschen. Ich treffe Sie morgen in der Frühe vor der Post. Ich habe keine ruhige Stunde, bis ich Sie jenseits Strassburgs weiß."

Raum bedurfte Egbert noch eines Antriebes zur Heimkehr. Ihm brannte der Boden von Paris unter den Füßen.

Stärker als die Briefe Wolfsegg's, stärker selbst als die Sehnsucht nach Magdalenen, deren Bild in reiner Klarheit aus all dem Nebeldunst und dem unheimlichen Brodem dieser letzten Tage emporstieg, trieb ihn die größere Sorge um das Vaterland heimwärts. Wie schwach in dem Riesenkampfe, der in wenigen Wochen ausbrechen mußte, auch sein Arm sein mochte, er sollte Oesterreich nicht fehlen. Napoleon hatte den Zweck des Krieges deutlich bezeichnet: die Vernichtung des deutschen Wesens. Der letzte, ehrwürdigste Ueberrest, der von dem heiligen Reich deutscher Nation noch aufrecht stand, sollte zertrümmert werden.

Dem Kaiser ging jeder Sinn, jedes Verständniß

eines fremden Volksthums ab; nur die Menschen, die es zu seinen Heeren stellen, die Schätze, die es ihm als Tribut darbringen konnte, bedachte, berechnete er. Ueber eine unterschiedslose Menge von Sklaven wollte er herrschen, über Sklaven, denen er scheinbar eine Fülle von Freiheiten und Rechten verlieh, deren Seele und Willen er um so schonungsloser und unbarmherziger zerbrach. Er schien nur an die Gewalt, an die Wunderkraft seines Degens zu glauben, und doch meinte Egbert bemerkt zu haben, daß hinter diesem Trotz auf die rohe Stärke im Innersten des Imperators eine dunkle Furcht vor den geistigen Mächten schlummere. Die Anrufung, der Name der Freiheit schon versetzte ihn in eine zornige Aufregung.

„An dieser Furcht“, sagte Egbert, „wird er zu Grunde gehen.“ Weit hinter sich mußte er alle Friedensträume, alle Hoffnungen eines Blütenzeitalters der Kunst, der Wissenschaften, friedlicher Entwicklung lassen. Für den Ehrgeiz nicht allein, für das Wesen Napoleon's gab es kein Ziel. Rastlos schleifte ihn das Schicksal von Sieg zu Sieg, ohne Befriedigung, ohne Genuß. Wie darum dieser Krieg auch enden würde, er wird nicht der letzte sein, gestand sich Egbert. Nicht er wird die Welt besiegen, zuletzt wird Europa ihn zermalmen, das wird das Ende sein.

Eine unabsehbare Reihe von Kämpfen sah er vor sich. Nicht in die Sonnentage künstlerischen Schaffens war sein Leben gefallen; mit der Thronbesteigung dieses Mannes, mit der Schlacht von Austerlitz war der Frühling der deutschen Dichtung vorüber. Den eigenen Muth zum Kampfe zu stählen, Waffen zu schmieden galt es, ein Staatsgebäude zu errichten, das der dämonischen Wuth dieses Höllengebieters einen undurchdringlichen Wall entgegensetzte. Zu solchem Bau im mühsamen Tagewerke Stein um Stein zu tragen, es war keine Arbeit, welche Unsterblichkeit erringt und verdient, aber in der Noth der Zeiten, rief es in Egbert's Herzen, ist es für jeden Deutschen die würdigste und höchste. In einer Stadt, welche der Feind mit Vernichtung bedroht, schanzen Männer und Weiber, Arme und Reiche, Gelehrte und Handwerker einmüthig, unverdrossen an den Wällen. An einem neuen Deutschland zu schanzen, das war die Aufgabe, das war die Pflicht.

Aber in diesem Strom allgemeiner Gedanken, der ihn auf hochgehender Woge trug, gab es doch auch besondere Gründe, die ihm die beschleunigte Rückkehr nach Wien dringend, so nothwendig wie wünschenswerth machten.

Er verlangte nach einfachern, natürlicheren Zuständen, als es die französischen waren. Eine andere

Luft einzuathmen, sein Herz vor Magdalenen, dem Grafen, dem Freunde auszuschütten, wurde ihm mit jeder Stunde mehr Bedürfniß. Zu lange blieben ihm die Briefe aus, zu langsam gingen ihm die feinen. Dieser schriftliche Verkehr, der anfangs seine Lust gewesen, wurde ihm allmählig zur Pein. Mit der Krankheit des Heimwehs hatte sich jetzt die Furcht vor den Verfolgungen, vor den Ränken Vittorio's eingestellt. Es war ihm, als müsse er durch seine Gegenwart einen hinterlistigen Streich des Ritters von der Geliebten abwenden.

Eine schwere Pflicht hatte er noch zu erfüllen: Abschied von Antoinetten zu nehmen.

Wie so ganz anders hatte sich in diesem Paris sein Verhältniß zu der schönen Gräfin gestaltet, als seine Phantasie es sich ausgemalt. Gegen seine Hoffnungen, vielleicht selbst gegen die Wünsche des Grafen Wolfsegg. Nicht näher zusammengebracht hatte sie die Fremde, sie hatte sie auf immer von einander getrennt. In dieser Stadt der Freiheit und der Gleichheit hatte sich der Unterschied der Geburt und der Stellung, der Antoinette von Egbert schied, mächtiger als in Wien und im Schlosse der Wolfsegg erwiesen. Trotz der Revolution bewahrten die Mortigny die hochfahrende Art des alten französischen Adels. In der Hofburg

war ein Fräulein von Gondreville-Wolfsegg unter so vielen vornehmern und reichern Damen keine durch ihren Rang besonders ausgezeichnete und hervorragende Erscheinung gewesen; am Hofe der Tuileries waren dagegen die echten Adelsblumen noch immer dünn gesäet und jede neue umworben und angestaunt. Plötzlich fand sich Antoinette so im strahlendsten Glanze, in der Nähe der Majestäten, Egbert war in der dunklen Masse des Volkes untergetaucht.

In der ersten Zeit ihres Aufenthalts hatte sie die Sorge um ihren Bruder beschäftigt, jetzt drängte ein Fest das andere und jedes hatte für sie seine Mühe, seinen Verdruß und seine Wonne. Auch fühlte Egbert, ohne daß je ein Wort darüber zwischen ihnen gefallen wäre, daß ihre Seele sich immer mehr Napoleon näherte, je weiter die seinige sich von ihm entferne. An den böshaftern Beschuldigungen Zephyrinens war Alles Lüge, aber das konnte er vor sich selbst doch nicht weglegen, daß sich eine vollständige Wandlung in den Empfindungen und Ansichten Antoinettens vollzogen.

„Schöner Stern, willst du mir ganz versinken?“ fragte sich Egbert auf dem Wege zu dem Hause der Mortigny.

Es war in den ersten Abendstunden; die Dämmerung fing an, die Stadt einzuhüllen. Noch schim-

merte kein Stern in dem eintönigen Grau des Himmels. Nie hatte sich sein Wunsch bis zu ihrem Besitz erhoben, allein niemals hatte er auch bisher sich die Möglichkeit ihres Verlustes klar vor die Seele geführt. Gerade in dem Verschleierteu hatte der Reiz dieses Verhältnisses gelegen. Kalt und nackt richtete sich jetzt die Wirklichkeit vor ihm auf. Die Entsagung, mit der er im Gedanken gespielt, wurde jetzt im Ernst von ihm gefordert. Und es dünkte ihn beinahe ein Wunder, daß sein Herz unter dieser Forderung nicht schmerzlicher zusammensuckte. War seine Fassung nicht Feigheit, die sich in das Unvermeidliche fügt, statt mit dem Schicksal zu kämpfen?

Sollte er mit einem kühlen: „Fahr' wohl!“ von dem Wesen scheiden, das so lange sein Ideal gewesen? Keinen Versuch wagen, die süße Gestalt festzuhalten? Aber welche Worte konnte, welche durfte er ihr sagen? Er war nicht stark genug, sie aus dem kaiserlichen Zauberkreise zu reißen, und wenn er auch die Macht dazu besessen, hätte er sie gegen die Widerstrebende anwenden mögen?

Die Diener machten Schwierigkeiten, ihn vorzulassen. Es bedurfte seines eifrigsten Drängens und einiger Goldstücke, ehe sie sich zu der Meldung entschlossen.

Eine bange Pause des Wartens verging.

Die junge Marquise war bei der Toilette. Ueber ihrem Anzug hatte sie Egbert's Brief, in dem er sie um diese letzte Unterredung gebeten, vergessen.

Einer der Großwürdenträger des Kaiserreichs, der Reichserzkanzler Cambacérés, gab ein glänzendes Fest; der Kaiser wurde erwartet. Wie hätte Antoinette dabei fehlen können! Weiß gekleidet, die Perlschnur des Kaisers um den schönen Hals, im Haar ein strahlendes Diadem, rauschte sie ihm endlich entgegen. Bei ihrem Anblick bebte Egbert. Wohl war sie schön, aber diese Schönheit hatte einen Zug, den er früher nicht an ihr wahrgenommen und der sein Herz erkältete.

„Ich habe Sie warten lassen, Herr Heimwald“, sagte sie und bot ihm freundlich die Hand zum Gruß. „Sie müssen mich schon entschuldigen. Und reisen wollen Sie? Morgen schon? Haben Sie es so eilig?“

Egbert gab einige Scheingründe für seine Heimkehr an; nur flüchtig berührte er die brennende Frage des Kriegs.

„Auch der Graf Wolfsegg wird Ihnen in diesem Sinne geschrieben haben“, setzte er hinzu. „In Wien glaubt man nicht einmal mehr an einen Aufschub des Kampfes.“

„Nun ja, in Wien! Mein guter Oheim vergißt

nur, daß ich eine halbe Französin bin und seit Monaten französische Luft einathme. Reisen Sie in Gottes Schutz, Herr Heimwald. Sie haben sich mir, meiner Familie als werther Freund bewährt. Noch bin ich Ihnen den Dank für Ihre Bemühungen, Ihre mit Erfolg gekrönten Bemühungen zu unserem Ausgleich mit Herrn Bourdon schuldig.“

„Sie haben Benjamin noch gesprochen, gnädige Gräfin?“

„Er ist ein Ehrenmann. Wie bedaure ich seine Verhaftung! Aber sein politischer Fanatismus übersteigt jedes Maß und verdirbt selbst sein Herz. Mit Ehren und Auszeichnungen hat ihn der Kaiser überhäuft, und er läßt sich in eine Verschwörung gegen seinen Wohlthäter ein! O, es ist nur zu wahr, die Dankbarkeit ist eine aristokratische Tugend. Herr Bourdon hat auch von Ihnen zu mir gesprochen; ich hoffe, daß Sie nichts mit diesen dunklen Plänen zu thun gehabt haben.“

„Nichts, Gnädige; der Kaiser hat mir heute selbst diese Ehrenerklärung zugestehen müssen.“

„Sie hatten eine Audienz beim Kaiser? Er ist sehr huldvoll gegen Sie.“

Der Zwang, der sich bisher in ihrer Haltung und in ihrem Gesicht geltend gemacht und ihrer Anmuth

eine steife Förmlichkeit auferlegt hatte, verschwand. In ihren Zügen spiegelte sich eine heitere Befriedigung. Es war ihr ein Bedürfniß, einen Genossen ihrer Gewissenschuld zu haben.

„Sagen Sie meinem Oheim, Welch ein Mann er ist! Der größte, den die Welt gesehen! Nur diejenigen können ihn hassen, die sein tiefstes Wesen nicht erkennen, aus Neid und Haß, aus Vorurtheilen nicht erkennen wollen.“

„Umgekehrt, gerade die werden ihn am glühendsten hassen.“

„Sie?“

„Ja, denn er ist der unversöhnlichste Feind meines Vaterlandes.“

„Sie fühlen als Deutscher“, meinte sie vornehm; sie war schon eine Bürgerin der großen Nation. „Aber ob Franzose, ob Deutscher, ist es nicht ein Glück, ihm zu dienen?“

„Ist dies ein Wort für mich oder für den Grafen Wolfegg?“

„Ueberbringen Sie es ihm, wenn Sie wollen“, sagte sie scharf und hastig. „Noch eins, was ich versäumt. Hier ist ein Brief des Herrn Bourdon an Sie; er wollte ihn weder der Post noch einem Andern anvertrauen. Ich mag nicht wissen, was darin

steht. Lesen Sie ihn oder verbrennen Sie ihn lieber ungelesen. Das würde für Sie und Herrn Bourdon das Beste sein.“

Damit hatte sie ihm aus einem silbernen Kästchen den Brief gereicht; sie kam sich als Mitschuldige vor, solange sie das Papier in der Hand hielt.

„Ich danke Ihnen, Gnädigste, und würde mich glücklich schätzen, wenn Sie mich ihrerseits eines Auftrags an Ihren Oheim, an Ihre Eltern würdigten.“

„Meinem Vater hab' ich neulich geschrieben. Er wird sich freuen, wenn Sie ihm sagen, daß Sie seine Tochter glücklich und geehrt gefunden. Mein Bruder ist frei.“

„Mit aufrichtigster Freude hab' ich es gehört.“

„In einigen Tagen werde ich ihn wiedersehen. Aus so großen Gefahren gerettet! Der Kaiser wird ihn gnädig aufnehmen; künftig soll Franz von Gondreville nur für ihn und Frankreich den Degen ziehen. Und meinem Oheim? Bringen Sie ihm meine Grüße. Thun Sie es, Herr Heimwald. Sie werden ihm meine Lage besser schildern können als ich selbst. Ich fürchte beinahe, daß zwischen ihm und mir jedes Verständniß abgebrochen ist. Er ist so ausschließlich, so hartnäckig in seinen Meinungen. Für sich beansprucht er die weiteste Freiheit, den Andern gönnt er die kleinste

nicht. Er soll nicht vergessen, daß die Gondreville ein französisches Geschlecht sind."

„Eine so herbe Auslassung würde schmerzen.“

„Sie werden die mildesten Worte dafür finden, Herr Heimwald, Sie haben eine goldene Zunge. Mag er in seinem blinden Hasse gegen Napoleon verharren, was kümmert es mich? Ich folge der Stimme meines Herzens. Uebrigens wird der Graf so beglückt sein, Sie wieder bei sich zu haben, Ihre Uebereinstimmung mit seinen Ansichten zu erfahren, daß von mir kaum obenhin die Rede sein wird. In Bezug auf uns Frauen hat der Graf ein schlechtes Gedächtniß, wie die meisten Männer. Sie nehm' ich aus, Herr Heimwald. Sie gedenken noch der kleinen hübschen Magdalene? Sie ist das verwöhnte Schooßkind meines Oheims. Vielleicht will er an ihr gutmachen, was er sonst an uns gesündigt. Der Demoiselle meinen schönsten Gruß. Wenn der Krieg, den Sie nun einmal wollen, vorüber ist, und der Kaiser wird ihn mit einem großen Schlage beendigen, es sollte ein guter Tag für mich sein, könnt' ich Ihnen und dem lieben Mädchen Glück wünschen.“

Nicht rasch nach einander, in abgebrochener Weise, die dennoch Egbert keine Einwendung gestattete, hatte sie dies gesprochen, in einer gewissen Ungeduld bald nach der Uhr sehend, bald vor den Spiegel tretend,

um noch an ihrem Gewande zu ordnen, das Stirnband in ihren Haaren ein wenig anders zu rücken.

Der bessere Theil ihres Selbst weilte schon in dem Raufsch und der Herrlichkeit des Festes.

Schweigend hatte Egbert vor ihr gestanden. Das war nicht mehr seine Göttin vom Traunsee. Ein so eitles, ganz der Lust und der Sorge für seine Schönheit hingegabenes Geschöpf! Ein bitteres Gefühl über die Schwäche des Weibes ergriff ihn. Darum, als jetzt eine Pause eingetreten war und sie ihn erwartungsvoll ansah, seines Abschieds gewärtig, vergaß er sich und rief:

„Antoinette!“

Der Vorwurf, die Klage, die Verbitterung hatten ihm den Ausruf erpreßt.

Von ihrem Spiegel that sie ihm einen Schritt entgegen. Es war etwas Glühendes und Funkelndes um sie.

„Herr Heimwald“, sagte sie stolz, „ich glaube nicht, daß Sie mir im Namen meines Oheims eine Rede halten wollen. Sie haben zu viel Taftgefühl dazu. Wenn Ihnen mein Dank für all die Dienste, die Sie mir erwiesen haben, zu farg erscheint, so wissen Sie wohl, daß die rechte Belohnung Ihrer in Wien harret. Eben bei dem Grafen Wolfsegg. Ich möchte, da ich

Sie schätze, auch nach dieser Stunde mich Ihrer gern und freundlich erinnern können.“

„Gute Nacht, Gnädigste!“

Er ging.

Sie ahnte nicht, daß sie ihm des Lebens ganze Bitterkeit credenzt. Dennoch war sie verstimmt. Sie mußte sich niedersetzen und das Gesicht mit den Händen bedecken, die Thränen drohten ihr aus den Augen zu strömen.

Ganz ungestraft brechen wir nicht mit den Eindrücken und Ueberzeugungen unserer Jugend. Wie verkörpert, leibhaftig geworden waren sie in Egbert noch einmal vor sie hingetreten. Zum letzten Mal! Als die Thür sich hinter ihm schloß, hatten sie auf immer Abschied von ihr genommen. Finster, unergründlich gähnte sie die Zukunft an.

So traf sie die junge Gräfin Mortigny.

„Ist er endlich gegangen, der Störenfried?“ lachte sie. „Auch war es die höchste Zeit. Sieh nur, welcher prächtigen Weilchenstrauß Dir Cambacérès sendet. Weilchen aus Parma; er will seinem Namen als Herzog von Parma Ehre machen. Sind diese neugebackenen Edelleute mit ihren Titeln lächerlich! Sieh doch nicht so grämlich aus! Gewiß hat Dir dieser Herr Heimwald wieder mit deutschem Nebel den Himmel verhängt.“

Er ist gar nicht häßlich, und doch, sieht er nicht aus wie ein Schulmeister?"

Antoinette hatte sich aufgerafft.

Jawohl, Egbert wie Wolfsegg, es waren trockene Schulmeister, ohne Phantasie und Leidenschaft. Wollte sie sich durch ihre Grillen den vollen freien Genuß des Daseins verkümmern lassen?

„Wie schön bist Du!“ rief die Freundin bewundernd aus. „Eins fehlt Dir noch, und Du mußt es haben: ein Lorbeerkranz. Dann wirst Du wie eine franzpendende Victoria aussehen. Wenn Du dem Kaiser Deinen Kranz reichst, wird er es für ein glückverheißendes Vorzeichen halten.“

„Thörin!“ entgegnete Antoinette.

Aber es war ihr kein Ernst mit der Abwehr.

Indem sie der Freundin nachgab, erfüllte sie nur ihr Geschick und ihren eigenen Wunsch. Sie wollte Napoleon's Victoria sein, gleichviel, über wen er seine Siege gewänne!

Indessen wanderte Egbert durch die Straßen seinem Gasthause zu.

Es war sein letzter Gang durch Paris, wie er glaubte; ein kalter, feuchter, trüber Gang. Ein feiner, durchdringender Regen rieselte nieder.

Die Außenwelt stimmte zu seinem Innern. Er

fand eine Art Genugthuung darin, daß nun Alles entschieden, daß die Lösung so plötzlich gekommen sei. Beinahe freute es ihn, gegen den Kaiser einen persönlichen Haß nähren zu dürfen. Die Sache des Vaterlandes verschmolz sich mit der eigenen Sache, die er zu vertheidigen hatte. Nicht nur begünstigte der Kaiser seinen Todfeind Vittorio, er hatte ihm den Freund entrissen und in den Kerker geworfen. Seine dämonische Gewalt hatte Antoinette verwirrt, geblendet und verwandelt.

Den Königen nahm Napoleon ihre Kronen, den Völkern ihre Freiheit, ihm hatte er sein schönes Idealbild zerstört. Das war der gefährlichste Zauber dieses Mannes, daß er auch das Höchste zu seinem Dienste zu erniedrigen verstand, zu einer Sklaverei, welche für die Bethörten der Schimmer der Erhabenheit umfloß.

Zu solcher Erkenntniß gelangt man nicht ohne Enttäuschung und ohne Schmerz, sagte sich Egbert. Mit reinem Gewissen komme ich zurück, mit freiem Herzen, aber um wie Vieles ärmer! Um den Blüten- traum des Lebens ärmer!

Und doch, konnte er sich beklagen? Zu den Schätzen, die es schon verschlungen, verschlang das Kaiserreich auch sein kleines Glück.

Eine tiefe Ruhe senkte sich in seine Seele. Wie

Bilder einer fernen Vergangenheit gingen ihm die Begebenheiten seines Aufenthalts in Paris vorüber. In gefasster Entfagung betrachtete er sie. Auf leichten Schwingen hatten die Tage hinweggeführt, was nie wiederkommen konnte. Aus Hoffnungen und Träumen hatte sich nur eine Wirklichkeit düster erhoben: der Krieg. Auch in ihm rief eine Stimme, die er bisher noch nicht vernommen: Zu den Waffen!

In einer nahegelegenen Straße rasselten die Trommeln.

„Ein Regiment aus Spanien, das nach Straßburg an den Rhein marschirt“, sagten die Vorübergehenden.

Diese Trommeln klangen auch ihm.

In seiner Wohnung gedachte er des Briefes, den ihm Antoinette von Benjamin übergeben.

Er hoffte auf eine ausführlichere Mittheilung des Freundes über die Gründe, die seine Verhaftung verursacht, über die Möglichkeiten seiner Befreiung. Aber seinem schweigsamen Wesen getreu hatte sich Benjamin auch hier mit einigen Worten zärtlichen Abschieds begnügt.

In dem Schreiben lag ein Schein, unterzeichnet von dem Pfarrer und dem Küster der Kirche St.-Sulpice. Es war die Abschrift eines Geburtscheins.

In fliegender Hast las Egbert:

„Anne Marie Magdalena, Tochter von Athenais Dechamps, am 13. November 1790 zu Paris in der Pfarrei St.-Sulpice geboren —“ und unter den Taufzeugen: „Arnhart, Secretär des Grafen Wolfsegg.“

An den Rand hatte Benjamin geschrieben:

„Vielleicht klärt dies Blatt gewisse Zweifel, von denen Sie mir neulich sprachen, auf.“

Magdalene — kein Zweifel mehr, sie war Wolfsegg's Tochter. Schon schien auch Antoinette das Geheimniß zu wissen, daher ihre Heftigkeit.

Beneidete sie die Tochter um die Liebe des Vaters?

„Magdalene!“

Unwillkürlich breitete Egbert die Arme nach einer Luftgestalt aus.

Nein, er war nicht arm! Er hatte noch eine Jugendfreundin und ein Vaterland.

Ende des dritten Bandes.

